

Wilhelm v. Chézy



Eine Donaufahrt zur türkischen Grenze

Eine Donaufahrt zur türkischen Grenze.

von
Wilhelm von Chézy

**Morgenblatt
für
gebildete Leser.**

Nro.: 41/42/43/46/47/50/51/31 8./15./22./12./17./10./17.
Oktober/November/Dezember/Juli 1854/1855.

Inhaltsverzeichnis

Eine Donaufahrt zur türkischen Grenze.

I.

II.

III. Orsova.

IV. Von Orsova nach Pest.

I.

Die untere Donau besitzt alles, was der Lustwanderer am meisten begehrt: schöne Gegenden voll eigenthümlichen *neuen* Reizes, die an großartiger Pracht die gepriesensten Rheinstrecken noch übertreffen und sich in ihrem wildromantischen Gepräge von denselben auffallend unterscheiden; bequeme Reisegelegenheit aus trefflichen und zahlreichen Dampfern; das Verdienst der werdenden zeitgeschichtlichen Bedeutung, denn die Donau steht jetzt im Begriff, ihren Rang als Weltstraße wieder einzunehmen, und mehr als hunderttausend frische Burschen in des Kaisers weißem Röcklein haben begonnen die Bahn zu brechen. Nur eines fehlt der Donau noch: die reisenden Briten. Ich rede im vollen Ernste. Die Engländer waren seit mehr als einem halben Jahrhundert noch überall der Vortrab des großen Zugs der Lustreisenden; sie haben den Rhein, die Schweiz, Italien in die Mode gebracht, und sie werden — wenn nicht alle Zeichen trügen, in ziemlich naher Zeit — auch die Donau in Aufnahme bringen. Es gehört zwar zum neuesten Ton, ich weiß es recht gut, über die Menge der Engländer loszuziehen, welchen wir in vielbesuchten Gegenden auf Schritt und Tritt begegnen; namentlich geben sich dieser

Laune einige französische Feuilletonisten hin, voran der russenfreundliche Jules Lecomte, sonst ein angenehmer Plauderer; aber bei alledem ist der Donau gar nichts besseres zu wünschen, als daß der Zug der vielgeschmähten und vielverlachten Engländer baldigst sich einstelle, und zwar recht massenhaft; denn unsere werthen Anglosaronen sind in Masse verehrenswerth, wenn auch der Einzelne nur gar zu häufig abgeschmackt und widerwärtig ist. Bei uns Deutschen herrscht bekanntlich das umgekehrte Verhältniß; einzeln erscheinen wir oft lebenswürdig und gewöhnlich erträglich, während diese schätzbaren Eigenschaften sich verringern, je mehr von uns beisammen sind.

Die Donau bedarf also eines Heeres von mehr oder weniger albernen Gentlemen und Ladies auf Reisen, welche — die lange Erfahrung lehrt es — gewohnt sind, durch ihre Hartnäckigkeit die Zustände nach ihren Ansprüchen umzuformen. Die Briten allein sind im Stande den Wirth (und wer sonst mit den Reisenden als solchen zu schaffen hat) mit sanftem Zwange dahin zu führen, daß er für das theure Geld, welches er unter *allen* Umständen uns abnimmt, auch wirklich die entsprechende Leistung unverkürzt darbiere. Albions rothborstige Söhne und übertrieben blonde Töchter bringen aus ihrer freien Heimath zweierlei fest ausgeprägte Gefühle unversehrt in den Polizeistaat des Festlandes mit: das Bewußtseyn der persönlichen Geltung

und den Trieb des Wirkens zur gemeinsamen Wohlfahrt. Das eine verbietet ihnen, auch den kleinsten Widerstand gegen ihre Ansprüche mit gutmüthiger Ergebung hinzunehmen, während der andere sie anspornt, diese Ansprüche wenigstens für die Nachfolgenden um so mehr geltend zu machen, als das, was sie verlangen, in den Sitten ihrer Gesellschaft begründet ist. Der Deutsche erträgt eine Unbequemlichkeit, so verdrießlich sie ihm auch erscheine, mit Stillschweigen, bloß um nicht zanken zu müssen. Er hat das Uebel einmal überstanden, und wer nach ihm kommt, soll zuschauen, wie er sich durchbringt. Nicht so der Brite, der in aufgeklärter und wohlverstandener Selbstsucht auch die kleinste Unbehaglichkeit rügt und keinerlei Scheu trägt, dem Herrn Eigenthümer auch des größten Gasthofes etwas Unangenehmes zu sagen. Nun möchte ich den Wirth sehen, der sich nicht endlich entschließt, in Küche, Keller, Speisaal und Schlafzimmer die entsprechenden Anstalten zu treffen, wenn er auch nur vier Wochen lang Tag für Tag, Stunde für Stunde hinter einander dieselben Forderungen wiederholen hört, laut, entschieden und so übereinstimmend, als hatten alle diese Herrn und Damen ihre Ansprüche aus einem und demselben Buche auswendig gelernt. Der Tropfe höhlt den Stein, der Brite erzieht den Wirth, und die Früchte dieser Erziehung kommen dann auch dem geduldigen Deutschen zu gut, der vor allen andern Menschenfindern es liebt, sich die

Tauben gleich gebraten in den Mund fliegen zu lassen. Also: Engländer her, das Uebrige findet sich dann von selber.

Einstweilen aber nehmen wir die Dinge, wie sie sind, und befahren die große Weltstraße, bevor sie vollends zur Straße aller Welt geworden. Darnach stand mir schon längst der Sinn. Ich kenne seit meiner Jugend den Strom von seiner kalten Wiege zu Donaueschingen bis Wien, aber von Wien war ich bisher nicht über die Kaisermühlen hinausgekommen und doch war es ein Lieblingsplan von mir, von Wien bis nach Sulineh und über das schwarze Meer hin nach Constantinopel zu fahren. »Von Betsch nach Stambul,« hieß und heißt noch die Losung meiner wachen Träume. Ich wäre immerdar gar zu gern im Vortrab derjenigen gelaufen, welche die gewaltige Bewegung des Westens gen Osten gleich Sturmvögeln verkündeten, ohne sich ihrer Sendung bewußt zu seyn; doch allerlei Unfälle und sonstige Hindernisse hängten sich mir an's Bein, ein Block um den andern. Jetzt aber ist dem friedlichen Wanderer der Weg nach Constantinopel wenn nicht unbedingt versperrt, so doch wenigstens arg verleidet. Ich Habe darum meine Reiselust, — weil ich just Zeit und Gelegenheit zu einem Ausflug fand, einstweilen mit einer Abschlagszahlung abgespeist, indem ich zur türkischen Grenze hinabfuhr, den Rest für gelegeneren Zeiten vorbehaltend. Es ist übrigens ein rechtschaffen langes Stück Weg von Wien,

welches der Türke »Betsch« nennt, bis nach Adakaleh, der Inselveste, welche wir Abendländer Neu-Orsova heißen.

Besagte Strecke reiht einen ganzen Rosenkranz von neuen Bildern und Eindrücken aneinander. Einige dieser vielen Perlen habe ich mir für euch aufbewahrt, und indem ich in meiner gewohnten Weise Begegnisse, Empfindungen und Gedanken aufzeichne, geschieht es in der Ueberzeugung, daß Bedeutung und Wichtigkeit des für Lustwanderer verhältnißmäßig noch so neuen Schauplatzes die Mittheilung mancher kleinen Einzelheit erheischen, welche unter andern Umständen billig verschwiegen bliebe. Die schöne Welt, welche den Rhein, die Schweiz und Italien auswendig weiß, hat die untere Donau noch kennen zu lernen, welche Bekanntschaft ihr zum größten Vergnügen gereichen wird, wie ich vorläufig mit dem besten Gewissen versichern kann. Die nachfolgenden Bruchstücke aus den flüchtigen Auszeichnungen in meinem Tagebuch mögen, so s gut sie können, diese Versicherung unterstützen.

Pesth, 1. Sept. Abends. Ein Aegidiustag, wie der Jäger ihn wünscht, ging heute über der Reichshauptstadt auf, um uns zur Hauptstadt des Kronlandes Ungarn zu leuchten. Der erste Tag des Septembers gilt bekanntlich auch beim Landmann für einen »Lostag,« und gläubig

wiederholt er den alten Waidpruch: »Wie der Hirsch in die Brunst tritt, so tritt er auch wieder aus.« Der Spruch trifft übrigens in den meisten Fällen richtig zu, wenn man billig genug ist, die Prophezeiung nicht auf den Einen Tag zu beschränken, sondern zuzugeben, daß vom Bartholomäustag bis zum Ende des Augustmonats der Charakter des Wetters sich im Ganzen für vier bis sechs Wochen feststellt. Eine ähnliche Bewandniß hat es — nebenbei bemerkt — nicht nur mit allen andern Lostagen, sondern auch mit den sonstigen Aussprüchen der Volksweisheit, nämlich den Sprichwörtern im Allgemeinen.

Die Schiffe, welche den Strom befahren, liegen nicht so Unmittelbar bei der Stadt, wie dieß anderwärts der Fall zu seyn pflegt, denn Wien steht nicht an der eigentlichen Donau, sondern am sogenannten Kanal, dem Arm, welcher bei Nußdorf seine Einmündung hat und bei den Kaisermühlen sich wieder mit dem Hauptfluß vereinigt. Bei Nußdorf ist der Landungsplatz für die Schiffe der oberen Fahrt; bei den Kaisermühlen, am äußersten Ende des Praters, liegen die Dampfer, welche den Verkehr zwischen Wien und Galacz unterhalten. Dieser letztere Landungsplatz ist zu Lande nur mit großer Unbequemlichkeit zu erreichen, doch hat die Dampfschiffahrtsgesellschaft seit ein paar Jahren dem Uebelstande nach Kräften abgeholfen, indem sie ihre Reisenden auf zwei kleinen Dampfern, nicht größer als

die Neckarboote, von der Leopoldstadt nach den Kaisermühlen befördert, und zwar unentgeltlich. Beide »Zwergdampfer« (wie man sie allgemein nennt) waren heute von Reisenden überfüllt, als sie um sechs Uhr in der Früh den Kanal hinabplätscherten. An dieser Seite bietet die Stadt nicht eben den vortheilhaftesten Anblick, sobald man die stattliche Häuserreihe der Leopoldstadt hinter sich hat, welcher nicht einmal eine entsprechende Reihe am rechten Ufer gegenüber steht, sondern nur die Vorstadt Weißgärber mit ihren öden Holzgestätten (Holzplätzen) und ihren kleinen Häusern. An die Leopoldstadt schließt sich der grüne liebe Prater, an die Weißgärber reihen sich die zum Theil recht hübschen Häuser von Erdberg in ihrer Einfassung von lachenden Gärten. Erdberg war vor alten Zeiten ein Dorf, von Fischern bewohnt; sein Name ist berühmt, weil Richard Löwenherz dort gefangen wurde, um die verdiente Züchtigung für den Uebermuth zu erhalten, womit er im heiligen Lande dem Herzog von Oesterreich begegnet war. Wir bemerken dort unter den hübschen Landhäusern den Wohnsitz des Herrn Eduard Warrens, des Herausgebers und Eigenthümers der Zeitung »Wiener Lloyd.« Warrens ist einer der ausgezeichnetsten Zeitschriftsteller unserer Tage, geistreich, klar, schlagfertig und keck, so daß sein Vortrag uns auch dann noch wohl gefällt, wo wir mit dem Inhalt nicht einverstanden sind, welchen Mangel an

Uebereinstimmung wir gewöhnlich sehr bescheiden durch die Formel bezeichnen: »wo der Verfasser Unrecht hat.« Wir selbst können ja niemals Unrecht haben. — An Erdberg grenzt die Simmeringer Haide, das Marsfeld von Wien. Das hohe Ufer wehrt uns den Ueberblick der öden Fläche. Wir wenden den Blick rückwärts nach dem entschwindenden Stephansthurm, und da erhebt sich zu unserer Linken plötzlich ein anziehendes Bild: das neue Arsenal taucht in der Ferne auf, immerhin noch nahe genug, um seine großartige Zierlichkeit und seine zierliche Großartigkeit uns deutlich vor Augen zu führen. Der gewaltige Bau steht unfern des südlichen Bahnhofs auf der Höhe des Wiener Berges. Als Twing-Wien beherrscht er die Stadt und die Vorstädte in ihrer ganzen Ausdehnung. Sobald er vollendet, wird er die Basteien überflüssig machen, welche die innere Stadt weniger vertheidigen als einengen, und deren steinerner Gürtel die naturwüchsige Entwicklung mit schmerzlicher Gewalt unterdrückt.

Wir erreichen das Ende der waldigen Insel, welche den Prater trägt. Die Zwergdampfer legen sich an die Seite des größeren Fahrzeugs und überantworten ihm ihre lebendige Fracht. Das Hinterdeck wimmelt von Reisenden. Auf dem Vorderdeck gibt es ein förmliches Gedränge, weil die Reisenden des zweiten Platzes die Zuflucht der Cajüte verschmähen und bei denen des dritten bleiben, welchen der Eintritt in den gedeckten

Raum untersagt ist. All dieses Volk wirbelt noch unstät durcheinander, bis es den rechten Fleck für sein Handgepäck, die verhältnißmäßig angenehmste Stelle gefunden, um sich zu setzen oder zu lagern. Dann hebt eine neue Sorge an: man will frühstücken. Die feineren Leute beginnen mit dem Kaffee, die derberen Naturen fangen gleich mit dem »Krenfleisch« an. Aber auch die schöne Welt geht bald genug zum zweiten Frühstück über, denn Wasserluft, Langeweile und Gelegenheit schärfen die Eßlust. Geschäftig schleppen sich die Kellner mit Kalbsschnitzeln, Rostbraten und jenem fabelhaften Dinge, welches man hierlands Beefsteak heißt, das aber nichts anderes ist als ein in seiner Ausbildung — gehemmtes »Rostbradl.« Es fehlt uns nicht an Ochsen, an wohlgemästeten, aber Beefsteak und Rostbeef werden wir nicht eher zu kosten bekommen, als bis auf jedem Schiff vier Wochen lang täglich zwanzig bis fünfzig Stück Engländer gefrühstückt haben werden. Die Gründe dafür habe ich oben angedeutet.

Die Fahrt geht zwischen buschigen Auen hin. Sobald wir das Ende der Inselgruppen erreichen, sehen wir zwar etwas mehr Wasser, aber die Umgebung bleibt sich gleich. Den majestätischen Strom fassen flache Ufer mit grünen Wäldern ein. Die Einförmigkeit unterbricht sich nur durch die Schiffmühlen auf dem breiten Wasserspiegel, durch auffliegende Schwärme von Wildenten, durch das Erscheinen von Reiher, Möven

und Nebelkrähen. Eine Strecke lang geben uns noch die Höhen des Kahlenbergs das Geleit, in blauer Ferne verdämmernd, dann dampfen wir durch eine völlig flache Wildniß hin. Wenn ich »dampfen« sage, so meine ich nicht allein den rauchenden Schlot, sondern auch die Wölkchen des nicotischen Opfers. Die hochmüthige Lanza, die stolze Negalia, die selbstbewußte Milares, der aristokratische Papelito, der bürgerliche Cabano und die bescheidene Kreuzercigarre spenden ihre mehr oder weniger durchdringenden Düfte. Auch fehlt nicht der Tschibuk, die Türkenpfeife mit der kolbigen Bernsteinspitze, dem langen Weichselrohr und dem weit geöffneten rothen Kopf. Der Türke hat wenigstens zum Rauchen einen offenen Kopf. Türkisch zu rauchen wird jetzt auch wieder bei Leuten Mode, die kein rothes Feß tragen.

Die Eintönigkeit der grünen Wildniß dauert nicht lange genug, um das Auge zu ermüden. Ich wenigstens fand sie bei dem hellen Sonnenschein noch hinlänglich anziehend, als die Abwechslung sich einzustellen begann. Allmählig hebt sich am rechten Ufer das Land über Busch und Baum. Einzelne Kirchthürme, blank getüncht, blinken hell und grell hervor, das Daseyn bewohnter Ortschaften verrathend. Inmitten grüner Umgebungen ragt in finsterem Grau ein alterthümliches Schloß, einfach massenhaft mit seinen dicken Mauern und kleinen Fenstern. Petronell heißt es. In seiner Nähe steht ein

Marktflecken, den mehr als tausend Einwohner bevölkern. Doch wir sehen nichts von der Ortschaft und ihren regsamen Insassen, sondern nur das einsame Schloß der Grafen von Abensperg und Traun, und wenn nicht zu unsern Häuptern der Schlot rauchte, zu unsern Füßen die dampfgetriebenen Räder geräuschvoll schaufelten, der Anblick könnte uns leicht in die Zeiten zurückversetzen, in welchen der alte Bau unter dem himmlischen Schutz der heiligen Petronilla die östliche Grenzmark des Reichs gegen die wilden Ungarn hüten half. — Die Gegend erscheint immer wohnlicher. Wir erreichen Deutsch-Altenburg mit der alterthümlich malerischen Kirche auf der Höhe und seinem Schloß von schier klösterlicher Form. Dann kommt Hainburg, ein berühmter Name — im Ernst wie im Scherz. Der Ernst ist hier gelehrter Art. Die Trümmer auf der Höhe des Bergs gehören einem Römerkastell, wo später die Hunnen festen Fuß faßten. Im Nibelungenlied heißt der Ort Hunnenburg, wenn wir nicht lieber sagen wollen: Heinrichs von Ofterdingen Hunnenburg ist das heutige Hainburg, die Heimath der *schwarzen* drei Könige und der *rothen* drei Könige, welche vor dem Reiche der Cigarre alles österreiche Land von der Leitha und von der March bis zu den westlichen Grenzen beherrschten. Nur in Ungarn hatten sie nichts zu sagen, weil es dort kein Tabaksmonopol gab. Hainburg war nämlich in der vormärzlichen Zeit die größte Tabaksfabrik und alle Welt rauchte das kaiserliche

Kraut, das in Paketen mit dem Bildniß der heiligen drei Könige verkauft ward, in schwarzem Druck zu höherem, in rothem zu etwas billigerem Preise. Selbiges Kraut wird auch heute noch gebeizt, geschnitten, gepackt und in großen Massen verbraucht, wenn schon sein Reich zu Ende, wie die Herrschaft der Wiener Meerschaumpfeife, die zur Cigarrenspitze eingeschrumpft ist. Meinetwegen dürfte der Dreikönig aber ganz verschwinden, denn wenn er auch dem Schmauchenden recht angenehm schmeckt und riecht und gehörig stark erscheint, so besitzt er die ärgerliche Eigenschaft, daß der kalt gewordene Rauch in geschlossenen Räumen an die Düfte jenes finstern Reichs mahnt, worin nicht Mozarts Königen der Nacht waltet.

In der Erinnerung an jenes gestürzte Regiment besteht Hainburgs geheimnißvoll schauerlicher Reiz; was ist dagegen das Bild des blutdürstigen Königs Etzel am Römerthurm? Der Anblick der Örtlichkeit macht einen lebhaft angenehmen Eindruck. Das Städtchen, am Gestade gelagert und am Abhang emporwachsend, trägt ein wohnlich frisches Aussehen. Seine Häuser sind meistens seit dem großen Brande von 1827 neu — erstanden. Neben ihnen erheben sich römische Streitthürme und Ringmauern, verwittert und doch so haltbar wie alte Seefahrer. Über dem Städtchen thront am Abhange des waldigen Berges mit dem Castell ein neues Schloß von sehr herrschaftlichem Aussehen, welchem auch das Innere entsprechen soll. Oben auf dem grünen

Bergkegel ragen die grauen Trümmer. Wir haben diesen Kegel schon von weitem gesehen; jetzt, da wir zu seinen Füßen stehen, scheint er sich zwischen die Berge des Thales zurückzuziehen, doch wird er abermals vorspringen, sobald wir uns gegen Preßburg zu entfernen.

Zu Hainburg steigt eine halbe Compagnie Fußvolk mit Ober- und Untergewehr an's Land; unser Dampfer »Maria Dorothea« hat gleich einem trojanischen Roß diese Bewaffneten in seinem Bauche hergeführt, ohne daß wir etwas davon merkten. Wir würden sie etwa sonst weiter mitgenommen haben, um sie als Ballast zu verwenden, den wir selber streckenweise vorstellen müssen. Die Mann Dorothea ist nämlich eines von den schon älteren Fahrzeugen und kann nicht überall ohne künstliche Nachhilfe ihr Gleichgewicht behaupten, während der bereits sehr niedere Stand des immer mehr fallenden Wassers das Zurücklassen der beweglichen Ballastkisten für das Verdeck vorschreibt. So bleibt denn kein Ausweg, als die Reisenden ohne Rücksicht auf ihre Unterhaltung bald da, bald dorthin zu weisen, damit sie nicht — auf *einen* Punkt zusammengedrängt — das Uebergewicht einer Seite verursachen.

Das linke Ufer beginnt nun sich zu heben und gestaltet sich zu malerischen Landschaften, gleichsam zum Ersatz dafür, daß später vom rechten die Berge seitwärts weichen sollen. Ein steiler Felsen ragt drohend und düster empor, mit Trümmern gekrönt. Zu seinen Füßen ergießt

sich die braune March in die Donau. Am rechten Ufer der March dehnt sich das fruchtbare Marchfeld aus, dessen fetten Boden schon manche weltgeschichtliche Schlacht mit Menschenblut gedüngt; an ihrem linken erheben sich die Grenzhügel von Ungarn. Das Schloß auf dem Felsenkamm und die Ortschaft daneben führen den Namen Theben. Ich weiß nicht, ob ich zu viel oder zu wenig Bötier bin, um zu wissen, wie der klassische Namen in die romantische Gegend sich verirrt; eben so wenig ist mir bekannt, wie Schloß und Markt auf magyarisch heißen, obschon ich überzeugt bin, daß die Benennung ganz anders lautet in jener seltsamen Sprache, deren fremdartige Klänge für unser Ohr etwas Rührendes haben, da sie uns wie die Stimme eines Sterbenden gemahnen, von dem wir wissen, daß er nur noch durch künstliche Mittel sein Daseyn mühselig fristet. Von der steilen Seite, die schroff aus der March emporstrebt, senkt sich der Felsen von Theben als gestreckter Kamm gegen die Thalschlucht hin, worin die Ortschaft zwischen Reben und Wald wie in einer Wiege ruht. Den Grath, die Flanken des ragenden Gesteins schmücken noch zahlreiche Reste der zertrümmerten Burg, welche in ihrem Daseyn zweierlei Zerstörungen erfahren hat. Durch die erste ward sie aus einer Veste eine Ruine, durch die zweite wurden ihre stattlichen Ueberreste vollends zertrümmert. Letzteres geschah im Jahr 1809 durch die Franzosen, und zwar aus unbekanntem Gründen. Die

Bewohner des Donaustrandes behaupten, es sey ohne Ursache aus reinem Uebermuth geschehen. Die Ortschaft hat ein zierlich deutsches Aussehen mit ihren wohlgehaltenen saubern Häusern. Sie ist die Heimath zahlreicher Schifffleute, und eine unverhältnißmäßig große Menge der Mannschaft auf den Dampfern stammt von Theben. Unterhalb des Marktfleckens erhebt sich vor den Bergen wiederum ein felsiger Grath, worauf zwei steinerne Säulen neben einander stehen. Ehemals verband diese Säulen in der Höhe ein Querbalken, und am selbigen Querbalken hat seiner Zeit mancher arme Sünder sich zu Tode gezappelt. Die Säulen waren nämlich das bleibende Wahrzeichen für das jus gladii, welches gewöhnlich mittelst des Stranges ausgeübt ward. Auch in Ungarn pflegte, wie im lieben Deutschland, der Galgen die malerischste Stelle der Umgebung zu zieren, doch hatte man in Ungarn manchmal noch etwas voraus durch den abenteuerlichen Anstrich der Auswahl; so gibt es in der Slovakei einen Ort, wo der Fahrweg zwischen den Säulen des Galgens unter dem Querholz durchführt, welches Querholz noch kurz vor dem letzten Umschwung der Dinge eine von jenen Früchten getragen haben soll, die, sobald sie reif sind, nicht abfallen, sondern im Gegentheil hängen bleiben.

Bald liegt das liebliche Thal von Theben mit seinen malerischen Einfassungen hinter uns. Aus der Ferne grüßt

uns das ausgebrannte Schloß der ehemaligen Krönungsstadt Preßburg. Der Preßburger Zwieback ist den Wienern eine beliebte Schnabelweide; von Preßburger Frieden (26. December 1805) hören sie minder gern sprechen, und wir haben das beste Recht, davon zu schweigen, nachdem die Friedensschlüsse von Paris diese Scharte längst ausgewetzt. Die Stadt zeigt dem Strom ihre schöne Seite und vermuthlich auch die stattlichsten ihrer achtzehnhundert oder zweitausend Häuser, die angenehm ländlich in der Umgebung von Rebhügeln sich ausbreiten, einladend wohnlich und behaglich. In früheren Zeiten wurde dieser Einladung vielfach entsprochen, namentlich von alternden Beamten, welche sich mit ihrem Ruhegehalt aus der Hauptstadt in eine weniger geräuschvolle und wohlfeilere Zuflucht zurückzogen. Die vielgepriesene Billigkeit des Lebens hat jetzt zu Preßburg (wie auch zu Graz) ihr Ende erreicht, und vorüber sind die Zeiten, in welchen mein Freund und Gönner Stierle-Holzmeister, Gott habe ihn selig, mit seiner jungen Frau, seiner Jagdflinte und seiner bescheidenen, aber wohltönenden Lyra gen Preßburg zog, um — wie er damals sagte — bequem leben zu können, ohne ängstlich zu rechnen. Jetzt müßte der werthe Mann wiederum sehr genau rechnen, und würde etwa nach Wien zurückkehren, um sein Daseyn behaglicher zuzubringen. In den Provinzen lebt sich's gegenwärtig theurer als in der Hauptstadt, und die Jünger Adam

Smiths sagen, das komme von der verkehrten Anordnung, welche den alten Zunftzwang auf den Gewerben lasten läßt und dabei der Mitbewerbung der fremden Gewerbsthätigkeit freien Zutritt gönnt. Oesterreich bedürfe, sagen die Männer der großen Wissenschaft unserer Tage, vor allem der Gewerbefreiheit im Innern, und noch für ein Jahrzehnt des Schutzzolles nach außen; hernach möge man die Schranken öffnen, und der Wetteifer werde wohlthätige Folgen herbeiführen, während der Freihandel jetzt nur dazu diene, die gefesselten Gewerbe vollends zu Grunde zu richten und uns von Tag zu Tage das Leben kostspieliger zu machen. So viel ich als Laie von der Staatswirthschaft zu begreifen vermag, haben diese Ansichten ihren guten Grund.

Bei Preßburg treffen wir von Wien aus auf die erste Brücke. Sie ruht auf Schiffen, von denen ein paar sich aufreihen, um uns durchzulassen. Der Zoll, welchen die Verwaltung für diesen Durchlaß von der Dampfschiffahrt erhebt, beläuft sich jährlich auf eine bedeutende Summe, deren Ziffer mir leider entfallen ist. Wir verlassen die anmuthigen Gelände der Krönungsstadt von ehedem und der Strom trägt uns, sich selbst verflachend und theilend, in flaches Land hinab. Zwischen den Armen der Donau bilden sich die große und die kleine Insel Schütt, deren Namen in den jüngsten Jahren nur zu oft genannt wurden. — Zu Preßburg hat

sich die Reisegesellschaft vermehrt und größtentheils erneuert. An das Ohr schlagen mehr romanische, ungarische und slavische als deutsche Laute. Ich unterhalte mich an dem zutraulichen Geplauder eines kleinen Mädchens aus dem Lande der Jazygen. Die Kleine heißt Aranka. Der Name ist mir lieb und werth; er gehört einem lieben Kinde, das in Jokais lesenswerthem Roman, »Türkenwelt in Ungarn,« vorkommt. Ich werde im Verlauf meiner Reiseerinnerungen wohl noch auf die genannte Dichtung zurückkommen. Den Namen des Mägdleins zeichne ich einstweilen für diejenigen auf, welche für ihre Täuflinge gern etwas Besonderes und Neues hätten und oft nicht wissen, welchem oder welcher Heiligen sie sich verloben sollen, um einen nicht verbrauchten wohlklingenden Namen aufzutreiben. Für diese wird übrigens noch zu bemerken seyn, daß die Betonung des Worts auf der ersten Sylbe liegt und demnach Aranka im Tonfall gerade wie Ursula oder Cordula zu behandeln ist. Der Magyar legt immer den Ton ganz entschieden auf des Wortes erste Sylbe. Seine Sprache erhält vorzugsweise dadurch ihren seltsam polternden Ausdruck.

Indessen entwickeln sich aus der winzigen Schiffsküche Massen von Schüsseln voll dampfender Gerichte. Die leitenden Herren des Fahrzeugs, das Schiffsvolk, die Cyclophen der Maschine erhalten ihre Mahlzeit, von der unbegreiflich scheint, wie sie zwischen

allen den vielen Schnitzeln und Rostbräteln bereitet werden konnte. Die Vorkajüte wird abgefüttert und auch einige Deckreisende, obschon diese zu neun Zehnteln eigene Küche führen: schwarzes Brod und weißen Speck, gewürzt mit brennrother Paprica und »ungarischer Vanille,« die man bei uns daheim Knoblauch nennt. Nach der Vorkajüte kommt der erste Platz in's Treffen zur gemeinsamen Tafel, über deren Beschaffenheit ich erst noch einige Erfahrungen auf verschiedenen Schiffen sammeln will, bevor ich mich darüber auslasse.

Wir nähern uns Komorn, der gewaltigen Veste, deren eigenthümliches Geschick es war, in die Hände meineidiger Verräther zu fallen, um zu allererst gegen den rechtmäßigen Herrn ihre schier unüberwindliche Stärke zu bewähren, und durch ihre feste Lage einigen Elenden das verwirkte Leben zu retten, die sonst am Galgen ihr Ende gefunden hätten. Komorn ist nämlich nicht erobert worden, sondern mit Vertrag übergegangen, nachdem viel Blut in seiner Umgebung geflossen. Jetzt wird gegenüber der Stadt am rechten Ufer der Donau eine abgesonderte Befestigung aufgeführt, deren Nothwendigkeit die Belagerung dargethan haben mag. Unsereins sieht übrigens dem Kibitznest Komorn gar nicht an, wie fest es ist. Wir sehen nur ein paar niedrige Basteien, freilich von unendlich viel Wasser umgeben, das sich weder stauen noch abgraben läßt. Eine Vorstadt, bei der wir landen, liegt harmlos offen am Ufer in der

Flanke einer vorgeschobenen Umwallung. Die Geschütze ruhen friedlich unter hölzernen Dächern, welche wie etwas große Hundehütten aussehen. Die Hunde in diesen Hütten beißen verdammt scharf, wenn es darauf ankommt, aber sie werden hoffentlich nichts zu beißen bekommen, sondern ihren beweglichen Kameraden draußen beim Pruth das Geschäft allein überlassen, — wenn es überhaupt zum Beißen kommen sollte.

Die Glocke ertönt zum drittenmal, die Dampfpeife schrillt, wir fahren ab. Hut ab, meine Herrn! In diesen Niederungen rings umher liegt manch ein wackerer Oesterreicher begraben, der für des Reiches Einheit den Heldentod starb, — für die Größe und Macht des gewaltigen Kaiserstaates, welcher jetzt so rühmlich für des deutschen Vaterlandes Ehre eintritt, und — indem er dem neuen Hunnenthum das gewaltsam genommene Pfand wieder abzwingt — zugleich ein Pfand gibt für die glänzende Zukunft, welche wir als das Vermächtniß des edeln Felix Schwarzenberg betrachten. Das Vermächtniß ist allerdings noch nicht flüssig, aber der Zahltag wird nicht ausbleiben. Noch einmal: Hut ab und ein Stoßgebet für die Helden, welche hier für unsere Zukunft starben, nachdem Verrath und Verblendung der Magyaren ihnen selbst wie uns die Gegenwart von damals verdorben!

Unter Komorn heben sich blaue Berge. Wir steuern mit raschem Schaufelschlag ihnen zu und erreichen bald eine gebirgige Gegend voll malerischen Reizes. Der

majestätisch breite Strom hat bei Komorn seine Arme wieder zu einem großen Ganzen vereint. Den ungeheuern Spiegel beleben ungezählte Schwärme von Wildenten, wie ich sie in solcher Menge nie beisammen sah. In der Berge Nähe wird das Wasser etwas schmaler, doch bleibt es immerhin noch gewaltig breit. Von weitem erblicken wir auf dem vorgeschobenen Hügel, den ehemals eine Burg krönte, die neue Kirche, an welcher man seit mehr als einem Menschenalter schon baut. Sie ist die Metropolitankirche des Königreichs, und der Erzbischof von Gran ist Primas von Ungarn. Sie macht von weitem einen großartigen Eindruck, der in der Nähe sich wieder verwischt. Genau betrachtet gleicht der Bau einem länglich viereckigen Kasten, auf welchem die thurmartige Kuppel mit ihren angeklebten Säulen kaum zur Noth Raum findet. Das Werk ist nüchtern, statt einfach, groß, aber nicht großartig, eine verunglückte Nachahmung des Renaissancestyls, und mahnt an die zwei Bethäuser am Gendarmenmarkt zu Berlin. Wenn das Innere dem Aeußern entspricht, so dürfte es wohl eher für einen rationalistischen Prediger sich schicken, als für den fürstlichen Erzbischof, dessen ersten Vorfahr der heilige Stephan eingesetzt. — Wir fahren durch die Schiffbrücke. Die Berge treten hoch und steil an beide Ufer. Ihre Formen sind eigenthümlich großartig, von oben bis unten in Grün gehüllt, das noch ganz sommerlich in saftiger Frische prangt. Leider bestehen auch hier, wie am

Mittelrhein, die Wälder nur aus Buschwerk; der Anblick thut mir im Herzen weh, dazu bin ich Waldmann genug, wenn auch nicht Forstmann. Gegenüber von Gran erreicht der Schienenweg das Gestade und zieht sich auf mühsam gewonnenem Pfade unter dem steilen Hang am Wasser hin. Ein Zug, wie eigens bestellt, braust vorüber. Pfeifend begrüßt die Lokomotive die ältere Schwester auf der Fluß, um bald zu verschwinden. Jünger und rascher, wie sie ist, mag sie ihrer Ueberlegenheit sich bewußt seyn. Ich sehe sie ohne Neid von dannen fahren; bin ich doch nichts weniger als eilig. Gelassen wende ich den Blick nach dem rechten Ufer, wo von hohem Felsenhaue die Trümmer der alten Königsburg Vissegrad, auf deutsch Plintenburg, noch stolz in ihrem Verfall niederschauen. Eine stattlichere Pfalz hat es wohl kaum gegeben, als diese Burg, welche in den Tagen Königs Karl I. über dreihundert Gemächer zählte, deren prachtvolle Einrichtung von den Zeitgenossen bewundert ward. Am Fuße des Berges sieht, eine Vorburg, auf steilem Abhang ein halbgeöffneter Thurm; — er führt den Namen Salomons, den sein Vetter Ladislav dort gefangen hielt. Die Geschichte ist weit über siebenhundert Jahre alt, doch fällt mir die genaue Jahreszahl nicht ein. Hat nichts zu sagen; wenn ich in die Geschicke dieser Pfalz mich vertiefen wollte, würde ja meine flüchtige Aufzeichnung zum Buche, und dazu ist hier nicht Ort und Zeit. Rasch dampfen wir vorüber, aber lange, recht lange wende ich

den Blick nach rückwärts. Kaum vermag ich; mich loszureißen von dem stolzen Bilde, das herablassend genug ist, uns recht weit das Geleit zu geben. Ich weiß von allen den vielen Burgen am Rheinstrom keine, die einen großartigeren Eindruck hervorbrächte. Vielleicht aber trägt die Seltenheit solcher Erscheinungen an der Donau dazu bei, uns empfänglicher zu machen.

Eine Strecke unter der bewundernswerthen Königspfalz treten die Berge zurück. Zwischen flachen Ufern hinfahrend erreichen wir Waizen, wo die Donau in scharfer Wendung sich gen Süden kehrt. Die Ortschaft trägt ein ungarisch weitläufiges Gepräge, und sieht bei aller Belebtheit schauerlich öde aus, weil einige ausgebrannte Gebäude von riesigem Umfang die bewohnten Häuser überragen. Ich weiß nicht, was diese öden Bauwerke zu bedeuten haben, ob weltliche, ob geistliche Kasernen. Am lustigsten ist noch der Landungsplatz des Dampfers anzuschauen, wo hinter grünen Bäumen das blanke Wirthshaus steht. Seine Aufschrift lautet: »Zum weisen Schiff.« Diese »weise« Rechtschreibung ist bezeichnend für Land und Leute, ein Vorgeschmack der Barbarei, der wir unbedingt entgegenfahren werden, nachdem wir der Oasis Pesth einmal den Rücken gewendet. Die Anlande zeigt sich überaus belebt, wie denn überhaupt der Verkehr zu Waizen, namentlich nach Pesth hinunter, sehr stark ist.

Der Tag neigt sich dem Ende zu, bevor noch die Reise

zum heutigen Ziele gelangt. Unterhalb St. Andrä sehen wir in der Abenddämmerung den Blocksberg, die beherrschende Höhe bei Ofen, welche sich vom berühmten Hexenberge gleichen Namens vielfach unterscheidet, unter anderm auch dadurch, daß sie edle Reben trägt. Allmählig wachsen die Gebirge empor, deren Ausläufer und Flanken das Schloß und die Stadt von Buda tragen. Der Mond ist schon aufgegangen; eine helle Scheibe, fast voll in seinem Glanze, spiegelt er sich in der ruhigen Fluth und beleuchtet mit mildem Strahle die großartige Doppelstadt, welche auf den beiden Ufern sich weit dehnt. Rechts schaut vom Berge das Ofener Schloß, neu hergestellt, schmuck und ehrwürdig zugleich auf seine alte Buda herab. Links prunkt und prangt auf ebenem Boden in schier endloser Zeile eine Reihe von Palästen auf dem breiten Uferdamm. Ueber die Donau spannt sich, die Schwesterstädte verbindend, die Kettenbrücke, ein Weltwunder unserer Tage. Das Schiff rauscht unter der Kettenbrücke hindurch, ohne den Schlot zu senken. Wir landen zu Pesth, und nachdem wir sammt den Beschwerlichkeiten auch die polizeilichen Förmlichkeiten der Ausladung überstanden, laufen wir in den Hafen der Königin von England ein. Das Haus behagt mir von innen, wie sein Anblick mir von außen gefällt; ich werde einige Tage hier verweilen, — aber nicht jetzt, sondern erst nach meiner Rückkehr von der Türkengrenze. Für dießmal bleibe ich nur über Nacht, um

im Morgenrauen weiter abwärts zu dampfen. Es zieht mich ostwärts nach Peterwardein und Belgrad, nach Orsova, nach dem eisernen Thor, nach den gewaltigen Bergen, wo im Thale der Cserna die Wunderquelle von Mehadia sprudelt. Nicht eher, als bis ich diese Ungeduld beschwichtigt, wird es mir möglich seyn, in gelassener Empfänglichkeit die Eindrücke von Ofen-Pesth in mich aufzunehmen.

II.

An Bord des Dampfers, 2. Sept. Von Pesth habe ich gestern Abend nichts gesehen, als den »Landungsplatz und den stattlichen Gasthof zur Königin von England. Das Schlendern durch die Stadt hatte ich für den Rückweg aufgespart. Bei der Königin fühlte ich mich sehr heimisch; eine seltene Empfindung in einem Karavanseraï von so umfangreichen Verhältnissen. Das Haus ist drei Stockwerke hoch, schaut mit fünfzehn Fenstern gegen den Uferdamm hinaus, zieht zwei Flanken in breiten Seitenstraßen hin und umschließt im Viereck einen geräumigen Hof, aus welchem die innern Gemächer des Doppeltracts Licht und Luft erhalten. Die Zahl der Gastzimmer reicht an zweihundert hin. Mir war ein Hofzimmer im dritten Stock angewiesen worden; ich verlangte es nicht besser, und würde auch mit meinen Ansprüchen zu spät gekommen seyn, da die Marktzeit alle Räume überfüllt hielt.

Ich machte mich im Café ansäßig, das zu ebener Erde einen großen Saal einnimmt, neben welchem die Speisesäle der untern Wirthschaft ihre gastlichen Räume ausdehnen. Auch im ersten Stock befindet sich ein Speisesaal nebst Zubehör, der übrigens aus derselben Küche versehen wird. Ich liebe auf Reisen das Verweilen

im Kaffeehaus, und zwar nicht allein darum, weil es mich in die Tage meiner großstädtischen Jugendzeit zurückversetzt. Man sieht und hört gar mancherlei, wodurch die Einbildungskraft angenehme Beschäftigung erhält. Die vielen fremden Gesichter geben uns allerhand Räthsel auf, besonders in einer Umgebung, deren Gepräge uns vollkommen neu ist. Es darf nämlich, trotz der schnellen Reise, nicht vergessen werden, daß Pesth sehr weit von Wien entfernt liegt. Man befindet sich aus wildfremder Erde, unter Menschen die eine Sprache von unbekanntem Laut reden und das Deutsche mehr oder minder abenteuerlich radbrechen. Denn eine Art von Deutsch sprechen sie größtentheils, die Bewohner der pannonischen Erde, wenn auch noch so schlecht. Ihre eigenen Sprachen, namentlich die magyarische, welche draußen keine Verwandten mehr hat, wie die slavische und romanische, eilen dem Verfall entgegen, weil überall, wo verschiedene Volksstämme sich mischen, die Sprache der gebildeteren Nation das Feld behauptet. So sind in Norditalien die Longobarden zu Wälschen geworden, so haben in Gallien die romanischen Eindringlinge nicht nur Sprache der Ureinwohner, sondern auch der fränkischen Sieger ihrer Mundart unterworfen, und so haben wir in Deutschland mancherlei Beispiele von slavischen Stämmen, deren Sprache schon ganz verschollen oder eben im Verklingen begriffen ist.

Bevor es Dampfschiffe und Eisenbahnen gab, war der

Weg nach Pesth schon eine ansehnliche Reise, mit Beschwerden und zuweilen sogar mit Fährlichkeiten verschiedener Art verknüpft; jetzt ist's nur noch ein Ausflug, der uns wie durch des Fortunatus Wünschhütlein oder auf Peter Schlemihls Siebenmeilenstiefeln urplötzlich in eine fremde Welt versetzt, mitten unter die ungarischen Nationalgesichter, die übrigens die bezeichnendste ihrer Eigenthümlichkeiten nicht mehr für sich allein haben, seit auch die Wiener sich unterfangen, Haar auf den Zähnen zu tragen, und die Zeiten vorüber sind, in welchen man Tokaier, Ruster und andere edle Tröpflein aus Ungarn mit den Worten bestellte: »Kellner, einen guten mit einem Schnauzl.« Doch trotz des mangelnden besondern Abzeichens unter der Nase bleiben die Leute mit ihrer holperigen Sprache und ihrem viereckigen Benehmen noch eigenthümlich genug.

Das Treiben des Kaffeehauses in Pesth ist das treue Abbild der Kaffeehäuser von Wien vor ein paar Jahrzehnten. Das Billard, welches zu Wien jetzt nur mehr eine untergeordnete Rolle spielt, ist in Pesth noch der Mittelpunkt aller Theilnahme. Das Lesen der Zeitungen ist nur Nebensache. Man sieht mehrere Billardtafeln neben einander. Den ganzen Abend klappern die Elfenbeinkugeln, und wie man mir sagte, haben sie auch bei Tage nur wenig Ruhe. Die Marqueurs üben noch mit Erfolg die alten Ränke und Schwänke, um von Fremden

oder von der unerfahrenen Jugend der Stadt welche Gulden zu erbeuten, ganz nach den Ueberlieferungen von Anno dazumal, als der flotte George in Wien auf seinem, grünen Tuche Gimpel fing. Mir hat selbiger George seiner Zeit auch eine Zehnerbanknote ausgerupft; aber das Geld war gut angelegt, und eben darum, weil ich's nicht vergessen habe, brauchte mich's auch nicht zu reuen. Es ist mir wieder beigefallen, als ich gestern Abend einen norddeutschen Weinhändler vom Marqueur gehörig »abkochen« sah; um so theureren Serarder, Erlauer und andern Rothwein werden seine Landsleute aus seinem Keller trinken, — vermuthlich als Medoc oder dergleichen.

Der Speisesaal ist nach dem Wiener Zuschnitt eingerichtet; das versteht sich ungefähr von selbst. Die Preise der Speisen, so wie die geringe Masse, in welcher sie verabreicht werden, lassen die Schlußfolgerung zu, daß man überhaupt in Pesth so theuer lebt, wie in der Reichshauptstadt, und daß namentlich die Zufuhr aus dem Osten schmerzlich vermißt wird. Die Russen in den untern Donaufürstenthümern essen uns seit Jahr und Tag das Rindfleisch weg, und in den obern läßt der Himmel so wenig regnen, daß der Donau das Wasser ausgeht, auf welchem die längst verladenen Fruchtvorräthe von Turnu-Severin heraufdampfen sollten. Feinschmeckern, die nach Pesth kommen, empfehle ich die Fische Fokosch und Schill, erstens als etwas besonders Gutes an und für

sich, zweitens weil man sie nicht an vielen Orten findet. Der erstgenannte dieser Schuppenträger kommt aus der Theiß.

Ein heller Morgen war es, der heute über der Doppelstadt aufging und einen Anblick voll prächtiger Eigenthümlichkeit beleuchtete. Ofen-Pesth gehört zu jenen selteneren Hauptstädten, die ein Bild von so malerischem Reiz und zugleich von so besonderem Gepräge darbieten, daß sie sich nicht nur unvergeßlich im Gedächtniß festsetzen, sondern auch den Vergleich mit schönen Gegenden überhaupt nicht zu scheuen brauchen. Ein paar Beispiele mögen erläutern, was ich damit sagen will. Du trittst in einen Raum, worin ein Künstler Dioramen zeigt. Der Vorhang hebt sich. Du erblickst eine weitgestreckte Häusermasse. Zur Stelle ist dir klar, daß du eine große Stadt vor dir hast, doch um sie mit Namen zu nennen, mußst du erst nach irgend einem Wahrzeichen spähen. So wirst du Wien nur nach längerem Besinnen erkennen, wenn dir nicht zufällig der Stephansthurm gleich in's Auge fällt; mit Paris und London wird dir's in ähnlicher Weise ergehen; selbst vor dem Bilde minder großer und sogar wirklich kleiner Städte, die du als Reisender besuchtest, wirst du auf dieselbe Schwierigkeit stoßen, welche das augenblickliche Wiedererkennen nicht gestattet. Wer kennt München ohne die zwei Thürme mit den dicken Knospen, aus welchen seit Jahrhunderten die Blüthe sich nicht entwickeln will? Wer Straßburg.

Freiburg ohne ihre Münster? Graz ohne den Schloßberg? Aber Ofen-Pesth ist im Großen und Ganzen sein eigenes Wahrzeichen, das man gar nicht erblicken kann, ohne es eben so blitzschnell zu erkennen, wie etwa das eigene Gesicht im Spiegelglas. Der gewaltige Strom, überspannt von der kühn gezogenen Kettenbrücke, die stolze Reihe neuer Gebäude am ebenen Strande der linken Stromseite, die alte Stadt mit der Veste auf den Bergen am rechten Ufer, im Hintergrunde, wenn du das Gesicht gegen die Strömung kehrst, gegen Westen die grünen Donauinseln, — wer sie jemals auch nur in der Abbildung gesehen, hat sich ihre Gestalt fest genug in den Sinn geprägt, um sie immerdar wieder zu erkennen?

Auf Buda schaut der Blocksberg herab, den jetzt die blanken Zinnen neuer Befestigungen krönen; wir sehen ihn von der Donau aus als einen trübselig kahlen Burschen, aber an seiner Südseite wächst ein edler Wein. Den langgestreckten Kamm der niedrigen Berge, woran Ofen sich hindehnt und an deren Flanken es sich emporrankt, ziert unter andern das kürzlich wieder hergestellte Schloß, der Wohnsitz des Erzherzogs Albrecht in seiner Eigenschaft als oberster Landpfleger von Ungarn. Zur Zeit ist er nicht gegenwärtig; er weilt beim Heere im Osten, wo er auf seinen ausdrücklichen Wunsch dem Feldzeugmeister Heß untergeben ward. Der Sohn des Siegers von Aspern will aus dem rechten Wege den Ruhm seines Vaters verdienen, und sich nicht bloß

mit dem ererbten Glanze zufrieden geben. Der Anblick des Ofener Schlosses erinnert uns vor allem an Heutzis und seiner Getreuen opfermuthigen Heldentod. Ruht sanft, tapfere Krieger, euer Blut ist nicht vergebens geflossen, und eurer Gegner theuer erkaufter Sieg war nur ein Aufschub der Niederlage!

Der Blick nach rückwärts unter der Brücke durchhaftet mit besonderer Theilnahme auf den grünen Auen mitten im Strome. Dort hebt sich buschig die Margaretheninsel aus der Fluth, ein Eiland, das der magyarische Romandichter Moriz Jokai in reizender Weise verherrlicht hat. Er ist überhaupt ein Schriftsteller von ausgezeichneter Begabung, und es verdient beklagt zu werden, daß er in einer Sprache und für eine Literatur dichtet, die keine andere Zukunft besitzen, als die Zukunft der Mumie, obschon wiederum auf der andern Seite die Ueberzeugung, die Klänge eines Schwanenliebes zu vernehmen, unsere Theilnahme durch die Wallungen weicher Wehmuth erhöht. Der Roman, von welchem ich hier spreche, heißt »*Türkenwelt in Ungarn*;« eine deutsche Bearbeitung davon ist vor kurzem zu Wien im Feuilleton der »Presse« erschienen. Gewiß würden auch andere Erzeugnisse der magyarischen Muse in ähnlicher Weise in die deutsche Lesewelt Eingang finden, wenn nicht ganz besondere Schwierigkeiten im Wege stünden. Das Unglück will nämlich, daß diejenigen, welche die magyarische Sprache

verstehen, gewöhnlich nicht deutsch schreiben können; demnach muß die Uebertragung erst Wort für Wort in roher Form gemacht und hernach von einer geübten Feder in lesbaren Vortrag gebracht werden, wie es bei der »Türkenwelt« der Fall war, — und das ist, um es gerade heraus zu sagen, nicht nur sehr umständlich, sondern auch im Verhältniß zu kostspielig. Ein Theil, und zwar der anziehendste, des genannten Romans hat seinen Schauplatz auf der Margaretheninsel und zur Heldin die schöne Sklavin Azraele, eine Schöpfung, welche des größten Dichters würdig wäre. Unter allen poetischen Gestalten, die mir werth sind, gehört Azraele zu meinen bevorzugten Lieblingen; neben ihr gedenke ich gerne des reizenden Magyarenkindes Aranka Beldi und der schönen Walachin Maria Sturdza.

Die grelle Pfeife schrillt, die Räder plätschern, das Schiff setzt sich in Bewegung, wir dampfen zwischen Pesth und Ofen abwärts, am Blocksberg vorüber und in das ebene Land hinaus. Die Fahrt geht zauberschnell. Kaum läßt sie uns Zeit, das Bild der zurückweichenden Stadt in uns aufzunehmen, und schon erblicken wir nichts mehr als den Blocksberg, der uns noch weit das Geleit gibt, wie er gestern Abend uns, schon von weitem her willkommen hieß.

Jetzt wendet allmählig meine Aufmerksamkeit sich wieder der nächsten Umgebung zu. Die Reisegesellschaft ist ziemlich zahlreich. Sie spricht in barbarischen Lauten

irgend eine der amtlich anerkannten Sprachen des Reichs, das für die zwei Köpfe seines Adlers neun Zungen braucht. Die deutschen Worte, welche man vernimmt, klingen fremdartig durch Ton und Betonung; sie mahnen an den alten Spaß: »Beemmel-detter enter-better Stiefelkehl.« (Bemeldeter enterbter Stiefenkel.) Die Reisenden geben sich, was kaum mehr der Erwähnung bedürfen wird, dem unterhaltenden Geschäft der Fütterung hin; die meisten sind längst schon über die erste Einleitung der »Melange« (nämlich des Milchkaffees) hinaus, und begehren nach derberen Genüssen. Bei einem Saueressen und einer Flasche feurigen Rebensaftes sitzt mein Nachbar der vergangenen Nacht, der mich heute früh um zwei oder drei Uhr im Schlaf gestört hat, indem er sich bittere Vorwürfe in Folge seiner Völlerei machte und eine Predigt hielt, die mir um so verdrießlicher kam, als sie mir raubte, wessen ich bedurfte — den Schlaf, um mir zu geben, was ich niemals so wenig vonnöten hatte wie jetzt, wo ich schier dahin gekommen bin, mich zum Essen zu zwingen, das ein langes Siechthum mir so zu sagen abgewöhnt hat, um vom Trinken zu schweigen, da ich den Wein halbseitlweis nehme, als ob er aus der Apotheke käme. Doch sage ich ohne nachträgerischen Verdruß, wie ohne Neid zu dem bleichen Mann bei der sauren Schüssel: »Wohl bekomm's, oder meinetwegen auch nicht, denn heute Nacht wirst du nicht mein Nachbar seyn.« Ich bin nämlich der glückliche Inhaber

einer besondern Cabine, und er wird im allgemeinen Schlafrum seine Herberge finden, übrigens eine sehr bequeme Unterkunft. Wir befinden uns ja auf einem der neuen großen Schiffe, welche die Dampfgesellschaft nach amerikanischem Muster gebaut hat. Die große Cajüte (der Salon) steht auf dem Verdeck, so daß der Raum darunter, welcher nach der bisherigen Weise zum Salon verwendet war, zur Einrichtung von Schlafstellen benutzt werden konnte. Die große Cajüte gewinnt durch die erhöhte Stellung in jeglicher Beziehung an Annehmlichkeit; sie hat mehr Luft und Licht, da die Fenster sich bequemer anbringen lassen, als in der den Wogen leichter erreichbaren Tiefe; ihr Verdeck gewährt eine freie Aussicht über den eisernen Kasten unter dem Schlot und über das Gepäck auf dem Vorderdeck hinweg. Ausstattung und Einrichtung sind prächtig und geschmackvoll, allen Anforderungen genügend und im Ganzen den Ansprüchen der Reisenden auf der Donau weit voraus. Die Reisenden nämlich, welche von Pesth abwärts fahren, sind zur Zeit noch mit ganz wenigen Ausnahmen schlichte, unverwöhnte Leute, um dreißig Jahre hinter den Gewohnheiten zurück, wie sie die feine Welt gegenwärtig angenommen hat. Was meinen persönlichen Geschmack betrifft, so beklage ich allerdings, daß die Menschen von Tag zu Tag vornehmer werden und die alte Einfachheit der Sitten vergessen; aber ich weiß auch, daß die Sitten, welche in meiner

Erinnerung aus der Kindheit für so einfach gelten, damals im Sinne der älteren Leute für eine unglaubliche Ueberfeinerung erklärt wurden, und ich füge mich demnach nicht allein mit Ergebung einem Lauf der Dinge, welchen ich als unvermeidlich anerkenne, sondern ich kann auch die Donaudampfgesellschaft nur darum loben, daß sie ihre Vorbereitungen für den verwöhnten Westen bei Zeiten schon getroffen hat und trifft. Um so eher wird der Zug jener Reisenden sich einstellen, welche während der Mahlzeit die Silbergabel in der linken Hand zu behalten pflegen, und die nicht dulden werden, daß man ihnen, wie es zur Zeit noch auf den Donaudampfern geschieht, auf einer und derselben Schüssel Kalbsbraten und Geflügel, noch dazu mit derselben Tunke überschüttet, vorsetze, oder daß der Nachtisch zugleich mit der Mehlspeise aufgetragen werde.

Auf dem Vorderdeck geht es noch weit bunter durcheinander, als gestern. Die Deckreisenden namentlich sind mit ihren schwarzbraunen dunkelbärtigen Gesichtern, in ihren unendlich weiten Gatyahosen, in ihren mit roher Stickerei verzierten Pelzen echte und rechte Vertreter der halbwilden Volksstämme aus dem entlegenen Innern des Landes. Die meisten davon sehen wohlgenährt und riesenkräftig aus, eiserne Männer und Weiber mit Nerven von Rindsleder. Sie verzehren in großen Massen geräucherten Speck, gewürzt mit dem ungarischen rothen Pfeffer, und begießen das

kernhafte Frühstück mit einem Platzregen von gelblichem Slibowitz (Zwetschenbranntwein). Doch bemerke ich auch einige armselige Gestalten, namentlich eine Gruppe, die wie die theure Zeit aus hohlen Augen schaut: eine junge Dirne mit zwei Buben, die in ihren Lumpen fröstelnd sich unter den Wind ducken und mit Begierde eine verschimmelte Schwarzbrodrinde verschlingen, die ein Bauer mit stolzer Geberde ihnen hingeworfen. Zu den dreien tritt ein geistlicher Herr in braunem Ueberrock mit langen Schößen und in hohen Stiefeln, die bis zum Knie reichend das Beinkleid verbergen. Er versteht die Sprache der armen Wesen. Sie sind Geschwister und pilgern aus einer Hungergegend in einen gesegneten Bezirk des Südostens, wohin ein älterer Bruder ausgewandert, der sich nun ihrer annehmen will. Sie haben eine Kuh, ihr einziges Besitzthum, veräußert, um die weite Reise nach Pesth zu bestreiten. Der Platz auf dem Verdeck ist ihnen um Gotteswillen überlassen worden. Von Draueck hoffen sie sich vollends durchzubetteln. Ohne die Beförderung auf dem Strome hätte ihre Bettelfahrt um ein paar Wochen länger gedauert. Der Herr Pfarrer sieht ihre Papiere durch und begnügt sich nicht mit unfruchtbarer Befriedigung der Neugier, sondern thut die milde Hand auf und öffnet den Mund zur Fürbitte. Verschiedene Zehnkreuzerzettel, silberne Sechser, Kupfermünzen und ein Laib Brod ergänzen den Kaufschilling der bereits verzehrten Kuh.

Die Witterung trübt sich allmählig immer mehr. Wir verlieren dabei nicht viel in der flachen Gegend. Zu unserer Linken haben wir die lange Zeit hindurch die einsame Haseninsel (Insel Csepel) gehabt, deren Name in den Tagen der Verwirrung vielfach genannt wurde. Ein Graf Zichy ist dort von den Rebellen auf die allerschmählichste Weise, nämlich unter dem Vorwande eines gerichtlichen Verfahrens, erwürgt worden. Ich habe diesen Zichy persönlich gekannt; er war ein lebenswürdiger und schöner junger Mann, in seiner äußerlichen Erscheinung auffallend durch den rothblonden Bart, der in seinem üppigen Wachsthum wohlgepflegt vom Kinn tief auf die Brust hinabreichte. Im Jahr 1843 befand sich Zichy zu Baden-Baden; sein Name war mittelbar, nämlich als der eines aufgerufenen Zeugen, in die ärgerliche Geschichte verwickelt, welche in jenem Sommer den Frieden der Badegesellschaft störte und zuletzt drei jungen Männern das Leben kostete, weil ein Badgast den andern, den er aus persönlichen Rücksichten nicht leiden konnte, von einem Balle auszuschließen bemüht gewesen, und zwar durch Mittel, über welche dem Todten hier kein weiterer Vorwurf gemacht werden soll.

Am rechten Ufer, der langen Insel gegenüber, haben wir einige Ortschaften gesehen, die immer seltener auftauchen, je weiter wir uns von Pesth entfernen. Ich nenne nur Ercseny, ein großes Dorf, wo das Dampfschiff

anlegt. Der Ort liegt anmuthig zu beiden Seiten eines Baches an sanften Abhängen, die mit Reben bepflanzt sind, überragt von der Kirche, die sehr hoch zu stehen scheint, weil ihr Hügel in der ringsum sonst platten Gegend einen Berg vorstellt. Diese Kirche ist das Abbild örtlicher Berühmtheiten, von denen die weite Welt nichts weiß. Die Bewohner von Ercseny sehen womöglich noch wilder aus als unsere Deckreisenden. Einen ergötzlichen Anblick boten die waschenden Weiber am Ufer, die sich und ihren leinenen Plunder vor dem Wellenschlag der Schaufelräder nicht schnell genug bergen konnten und dabei ein mörderliches Geschrei erhoben. Nicht weniger laut brummt und fluchten die flatterhosen Irokesen, indem sie ihre angebundenen Conoes mit Ruderstangen festhielten, damit sie nicht an's Land geworfen und beschädigt würden. Zu Ercseny sind Säcke voll Mehl in großer Anzahl an Bord geschafft worden die vielen Schiffmühlen dort auf dem Strom sorgen also auch für tiefer gelegene Gegenden. Die Müller begrüßen uns im Vorüberfahren meistens mit rauhen Worten und drohenden Geberden; ich meinte anfangs, sie schmähten über die schaukelnde Bewegung, in welche ihr schwimmendes Haus versetzt wird, doch entdeckte ich später den wahren Grund. Einige Leute machten sich den Spaß, den Hut abzunehmen und mit der Hand darin zu rühren; dieß gilt für eine Verhöhnung des Müllerthums; ich weiß nicht aus welcher Ursache und kann auch nicht

darnach fragen, denn die Müller, welche ich kenne, sind nicht zünftig.

Unter den Mitreisenden befindet sich ein türkischer Bimbaschi, ein junger Mann mit blonden Haaren, blauen Augen und sanftmüthig schüchternem Aussehen. Ich rede ihn französisch an. Er schüttelt lächelnd das Haupt. Ich schüttele aus den Falten meines Gedächtnisses einige italienische Brosamen. »Nix französisch,« sagt er. — »Donnerwetter,« brumme ich auf gut Deutsch vor mich hin. — »Schon recht,« macht er darauf, »wenn's Deutsch reden, kommen wir leicht zusammen.« Der türkische Oberstwachmeister ist, wenn auch just kein Germane, doch ein deutsch redendes k. k. Landeskind, nämlich ein Hannak (aus der Markgrafschaft Mähren). Auf *die* Art habe ich gut türkisch sprechen. Ich stopfe mir einen Tschibuk aus seinem Tabaksbeutel, und bei dem blauen Dampf des gelben Krautes führen wir eine ganz gemüthliche Unterhaltung. Der Mann heißt Todl. Er war in Urlaub bei seinen Verwandten in der Heimath und zu Wien. Von seiner Vergangenheit spricht er nicht gerne, wie es scheint, und ich bin kein zudringlicher Fragegeist. Vielleicht ist er im Jahr 1849 ohne Sang und Klang über die ungarisch-türkische Grenze gegangen, um entschieden zudringlichen Fragen auszuweichen, hinter denen unfreundliche Absichten verborgen liegen konnten. Er wäre nicht der Einzige, welchem derlei in aller Unschuld zugestoßen. Ich sage hier mit Vorbedacht »in

aller Unschuld;« der gemüthliche Bimbaschi ist zwar nicht dick, aber er scheint Nachts gut zu schlafen und überhaupt kein Cassius zu seyn, so daß, wenn er damals schwarz gewesen, die Farbe nicht von innen heraus gekommen seyn kann, sondern ihm von außen angestrichen worden. Wenn aber die Farbe des Rebllenthums (insofern er sie überhaupt getragen) nicht ächt und haltbar war, so ist sein Tabak um so preiswürdiger, nicht verfälscht durch die Beize, womit hierlandes leider auch der beste türkische Tabak verdorben wird.

Zu Draueck hat der angenehme Kümmeltürke unser Schiff verlassen, um nach Essegg hinauf zu dampfen und von dort zu Lande sich auf den Weg zu seinem Paschah zu machen. Schade, daß seiner Gesprächigkeit nicht jener beobachtende Geist zu Gebote steht, welcher die Umgebungen in ihren Eigenthümlichkeiten scharf auffaßt und bezeichnend wiedergibt. Seine Erzählungen aus dem türkischen Leben erinnerten nur allzusehr an das Wort jenes Meraners, der zwischen Landeck und Innsbruck sich vernehmen ließ: »Bei uns daheim schaut's grad so aus, wie hier, nur daß dort Wein wächst und hier Türken.« (Mais, türkischer Weizen, im östlichen Oesterreich allgemein Kukuruz geheißen.)

Unterhalb der Insel Csepel sieht man nur flaches Land, aber das Auge findet sich einigermaßen entschädigt durch die große Ausdehnung des Wasserspiegels. Ein See, ein

weitgedehnter Strom verleihen selbst der ödesten Gegend Leben und Reiz; von der See will ich gar nicht einmal hier reden mit ihrem malerischen Wogenspiel, weil sie in ein ganz anderes Capitel gehört, an das ich in diesen Briefen gar nicht kommen werde. Nebst dem Anblick der Wasserfläche, noch im Regenwetter anziehend, und der zahllosen Schwärme von Wildenten hilft uns die Tabled'hôte über die einförmige Strecke Weges, die wirklich langweilig gewesen seyn muß in jenen vordampflichen Tagen, als man von Pesth bis Semlin auf Frachtschiffen oder Flößen ein paar Wochen zubrachte, ein Kostgänger an des Schiffers einfacher Tafel, gelagert auf eine Streu, oft tagelang festgebannt durch Wind oder Nebel an eine unwirthliche Stelle des Ufers, oder gar — was vielleicht noch schlimmer war — an eine wirthliche Stelle, wo eine Haideschenke stand. Unsere Schiffstafel ist ein lucullisches Mahl im Vergleich zum Speck und Slibowitz der Pušta, und die Gesellschaft erweist ihr alle mögliche Aufmerksamkeit. Mir gegenüber sitzen etliche Enakssöhne und ein paar schöne Frauen von eben so riesigen Verhältnissen. Zu reden ist nicht mit ihnen; sie sind ursprünglich Serben und zu Magyaren erzogen, mithin tragen sie gerne eine gewisse Abneigung gegen den Deutschen zur Schau, wo sie es, wie hier, ungestraft thun dürfen. Um so gesprächiger ist meine kleine Nachbarin, ein Kind von acht bis neun Jahren; auch mein kleiner Nachbar, ein niedlicher Bube, ist nicht stumm. Er

wird im Scherz »Kis Bego« gerufen. »Was heißt das?« frage ich. — »Kis heißt klein,« antwortet man, »und Beg ist türkischer Grof« (Graf). — Einen nicht unbedeutenden Theil der Tischgenossenschaft bilden Walachen, ächte Raizengesichter von brauner Lederfarbe mit pechrabenschwarzen Bärten und funkelnden Augen. Wovon sie reden, ist zum Theil aus dem romanischen Grundton ihrer Worte zu errathen. Unter ihnen befindet sich ein ganz junger Mann von feinem Aussehen; er spricht gut französisch und kehrt von einer Rundreise durch Europa zurück. Sein Vater ist der bekannte Bojar Karalambo zu Krajova. Wir haben gestern schon viel mitsammen gesprochen, und er hat mir anvertraut, daß er k. k. Kriegsdienste zu nehmen wünsche, denn der Kaiser sey doch sein zukünftiger Oberherr, und er damit höchlich einverstanden. Er wird so ziemlich recht haben, denke ich, und ich bin auch damit einverstanden.

Es wird Abend, bevor wir Draueck erreichen; aus dem Rückweg aber werden wir bei Tag diese und andere Gegenden sehen, welche uns bei der Thalfahrt die Nacht verhüllt. Bei der Draumündung gehen wir für einige Stunden vor Anker, um dann, wenn die Dunkelheit es zuläßt, gegen zwei oder drei Uhr Morgens die Fahrt fortzusetzen. Der Regen hat aufgehört, die Wolken sind dünn genug geworden, um den Schimmer des Mondes durchzulassen, so daß die wilde Umgebung in geisterhafter Dämmerung sichtbar wird. Auf der

Wasserfläche, die nach drei Seiten hin sich für den Blick endlos in die Ferne verliert, ruhen neben dem öden Gestade einige Schlepper, schwarze Ungethüme mit gewaltigem Doppelrüssel.

Endlich trete ich wieder unter Dach und Fach, nicht etwa weil ich mich satt gesehen und geträumt, sondern weil ich gewarnt werde. Die Küsse der Donaunixe sind in diesen Gegenden zur Abendzeit gefährlich — nicht für das Herz, sondern für den Magen; sie ziehen uns leicht ein gastrisches Fieber zu, besonders dem Fremdling, der Luft und Wasser hier nicht gewohnt ist. Die ungarischen Niederungen sind überhaupt um der Fieber willen verrufen, und zwar abseits vom Strom noch mehr als unmittelbar neben ihm. Die Uferbewohner trinken nämlich häufig gar kein anderes als Donauwasser, und das soll für ihr Wohlbefinden sehr zuträglich seyn. Ich habe heute schon das Beispiel befolgt, aber das Wasser vorher geseit; es hat einen angenehm erfrischenden Geschmack.

Noch ist's nicht viel über acht Uhr und doch haben die meisten unserer Reisenden sich bereits verschlupft, die Frauen in ihren Schlafraum, die Herren in den ihren. Der Salon ist leer; man darf darin kein Rauchopfer anzünden. Einige Offiziere sitzen in der überdeckten Vorhalle der Cajüte, plaudernd und rauchend. Ich geselle mich zu ihnen. Mit dem k. k. Militär ist der Verkehr in der Regel leicht und angenehm, und auch dießmal bin ich auf keine

der wunderseltenen Ausnahmen gestoßen, die zu finden man eben seinen ganz besondern Unglückstag haben muß. Aus dem Maschinenraum steigt eine wohlthätige Wärme empor. So vergeht der Abend in der heitersten Weise. Noch einen Blick hinaus in die geheimnisvollen Schauer der Mondnacht und auf die schlummernden Schlepper, und ich ziehe mich in meine Höhle neben dem Radkasten zurück, nicht ganz ohne eine Anwendung von Gewissensregung wegen meiner verwöhnten Bequemlichkeit. Ich fühle nämlich eine gewisse Genugthuung, es *noch* besser zu haben als im allgemeinen Schlafraum, wo man wahrhaftig doch aufgehoben ist wie in Abrahams Schoß, und vor meiner Schwelle liegen auf dem Vorderdeck arme Schelme, von denen die am besten aufgehobenen das Glück hatten, einen Platz unter dem Saum der getheerten Decke für das große Gepäck zu erobern. Wie glücklich würden sich diese Deckreisende schätzen, wenn sie nur in der Vorhalle auf den Dielen liegen könnten! So grenzen denn auch auf dem Dampfer Elend und Wohlleben hart einander, kaum anders beachtet als im Vorübergehen durch eine Wallung des Mitleids, die eben so rasch verfliegt wie sie gekommen. Die Cabine ist ein angenehmer Aufenthalt, wo die klösterliche Enge und Abgeschlossenheit sich mit dem Behagen der Verfeinerung auf das glücklichste vereinigt. Der Raum ist nach Schiffsgebrauch mit scharfsinniger Sparsamkeit benutzt. Alles, wessen man

bedarf, hat man bequem zur Hand, ohne daß es im Wege steht. In Städten, wo der Raum theuer ist, könnte man wahrhaftig nichts besseres thun, als sich eine Wohnung nach dem Schiffsmuster einrichten mit Schlafdivans, Klapp- und Ziehtischen, und namentlich mit der mährchenhaften Küche, die wie durch Zauberei zu wirken scheint, indem sie aus ihrem winzigen Umfange eine unglaubliche Masse von Gerichten hervorgehen läßt. Freilich würde eine solche Haushaltung jenen Grad von gewissenhaft strenger Ordnung erheischen, zu welchem wir »Landratten« es gewöhnlich nicht bringen und dessen Handhabung wohl auch allein im Ausnahmezustand der Reise nicht durch das viele Gerümpel erschwert wird, womit das tägliche Leben an bleibender Stätte uns allmählig durch Anschwemmung umgibt. Dafür aber könnten wir ja auch auf dem festen Land uns einige Quadratschuhe mehr Raum gönnen, ohne den Raum eben zu verschwenden. Die Engländer fangen an in ihren Arbeiterwohnungen eine solche Aufgabe zu lösen; ich aber habe etwas anderes vor Augen, nämlich *das behandschuhtes Proletariat*, von dessen Zuständen ich bei anderem Anlaß schon mehrfach gesprochen habe.

3. September. Der heutige Tag war mir lieber, s als der gestrige; er hat mir eine Fülle von eigenthümlich neuen Bildern und Eindrücken zugeführt und reichlichen Ersatz für die Eintönigkeit einer großen Strecke der Fahrt von gestern geboten. Ich habe *Peterwardein* mit Neusatz, die

Theiß, Titl, *Belgrad*, die schönen Berge des Serbenufers, ihnen gegenüber die flachen Sümpfe des österreichischen Gestades mit den hochbeinigen Csardaken und ihrer kriegerischen Bevölkerung gesehen. Mithin blieb mir immerdar gebührend lebhaft das Bewußtseyn gegenwärtig, daß ich mich recht weit weg vom häuslichen Herde in fremdem Lande befinde, welches Bewußtseyn die schnelle Beförderung nicht so leicht aufkommen läßt, wenigstens bei Unsereinem, der in früheren Jahren gewohnt war mit der Schneckenpost zu reisen. Meine jugendlichen Reiseerinnerungen reichen in die Zeit zurück, wo man von Berlin nach Dresden ein paar Tage unterwegs zubrachte, und Herr von Nagler die königlich preußischen Eilwagen in ihrer ersten noch sehr kindlichen Einrichtung in das Daseyn rief.

Einen großen Theil des dämmernden Morgens habe ich schmählicher Weise verschlafen, angenehm eingewiegt vom Prusten und Schnauben der Maschine, vom Rauschen der arbeitenden Schaufeln. Ein gleichförmiger Lärm stört nicht meine Ruhe, sondern bewahrt sie vielmehr vor jenen kleinen vereinzelt Störungen, welche der Tag für Langschläfer zu bringen pflegt.

Der Morgen treibt ein muthwilliges Spiel der Gefallsucht; man weiß nicht, möchte er lachen oder weinen. Immerhin besser, als ob er sich gleich für das Weinen entschiede. Die Gegend, anfangs zu beiden Seiten traurig, wird am rechten Ufer allmählig hübsch;

das Gelände wächst empor. Stattlich hebt sich Peterwardein, die berühmte Veste, die aus der Ferne ein anziehendes Bild gewährt, besonders da die Sonne anfängt das Feld siegreich zu behaupten. Der September scheint sich nach und nach doch zu erinnern, daß er die Verheißung des heiligen Aegidius zu erfüllen hat; gestern hatte er's offenbar vergessen. — Eine moderne Bergfestung in baulichem Stande kann nur aus einer gewissen Entfernung künstlerisch angenehm in's Auge fallen. Das Maß dieser Entfernung ist allerdings bei den einzelnen sehr verschieden. Die Felsen von Ehrenbreitstein, der Sandsteinkegel des Königsteins vertragen, eine sehr nahe Besichtigung. Gibraltar wird sich zweifelsohne in demselben Falle befinden; ich gebe nur deßhalb kein Zeugniß ab, weil ich es noch nicht an Ort und Stelle leibhaftig gesehen habe. Aber diese Burgen stehen auf Felsenhöhen, wo die Natur für die Befestigung dergestalt gesorgt hat, daß die Nachhilfe der Kunst verhältnismäßig wenig sichtbar wird, und des Malers Auge mithin den Reiz verfallenden Gemäuers leicht entrathen kann. Auch hat der Ehrenbreitstein im Sommer noch den besondern Schmuck seiner gelben Blumen für sich. Ein anderes ist es mit Peterwardein. Hier hat die Natur der kriegerischen Kunst wohl einen Anhaltspunkt geboten, der aber nur durch die fleißigste Benützung seinen Werth erhalten konnte. Die malerische Burg wird darum, näher betrachtet, zum

wissenschaftlichen Werk von trocken strengem Aussehen, geradlinig, scharfkantig, verdrießlich, mit strenger Amtsmiene abweisend was sich naht, sey es ein zudringlicher Feind oder des Lustreisenden harmloser Blick. Die massenhaften Gebäude auf der Höhe stehen nichts weniger als gastlich einladend da; sie sind das unwirsche Gesicht über den gespreizten Ellbogen der Bollwerke. Bei alledem verleiht diese sauber gehaltene Veste von einfach strengem Aussehen der lachenden Gegend einen herben Reiz, welchen das Auge nicht missen möchte, ganz abgesehen von den großartigen Erinnerungen, welche das eigenthümliche Bild wachruft, und von den poetischen Anklängen, welche bei dem Anblick sich regen.

Auch Peterwardein tönt noch im deutschen Volksliede fort; hat doch auf seinen Schanzen mancher wackere Bursche Wache gehalten, dessen Wiege aus dem Holze einer schwarzwälder Tanne gezimmert worden. Vor hundert und etlichen Jahren haben die Mißvergnügten in der Grafschaft Hauenstein mancherlei von Peterwardein zu reden gewußt; einer ihrer Rädelsführer ist dort gestorben, manche andere haben in der Festung einen unfreiwilligen Aufenthalt genommen, sind aber doch am Ende wieder heimgekommen zum »Niederwald« (dem südlichen Schwarzwald bei Waldshut und Säckingen). — »Zu Peterwardein auf der Schanz« wird heute noch im »Hohenländle« (Hauenstein) gesungen, wie »Zu

Straßburg auf der Schanz',« oder auch »zu Mainz« und mit sonstigen Ortsveränderungen. — Unter den Geschützen von Peterwardein ruht die Schiffbrücke auf dem breiten Strom, hoch überspannt vom Telegraphendraht. Gegenüber liegt Neusatz außerhalb der Bollwerke des Brückenkopfes, zur Zeit wirklich mehr denn je seit vielen Jahrzehnten ein neuer Satz mit seinen frisch gedeckten Dächern; im Vertilgungskrieg der Volksstämme auf pannonischer Erde haben wüthende Magyaren den Ort von Grund auf verwüstet. Jetzt ist von der Zerstörung keine andere Spur mehr übrig als, »nomen et omen,« die Neuheit der Gebäude, — der Phönix über dem in Asche verwehten Scheiterhaufen. Der Verkehr zu Neusatz ist sehr lebhaft. Das Schiff ladet eine Masse von Frachtgütern aus und ein, und wir halten uns ziemlich lange damit auf. Ich benutze die Zeit, um einen kleinen Vorrath von Weintrauben und Pfirsichen zu kaufen. Die Reben von Syrmien tragen edle Früchte, welche hier zu Markte kommen; die Pfirsiche können sich, wenn auch nicht ganz an Größe, so doch an saftig zartem Wohlgeschmack mit denen von Meran und von Paris messen, — wohlverstanden: mit den Pfirsichen, die man in Paris verspeist, und welche dort beim Restaurant Stück für Stück dreißig Saus kosten, so daß uns leicht das Obst des Nachtisches theurer zu stehen kommt, als die Hauptmahlzeit selbst. Zu Neusatz sind die Pfirsiche etwas billiger; man gibt mit acht Stück für einen Sechser, und

die Händlerin hat mich erst noch betrogen. Ich möchte wohl auf Reisen nie schlimmer betrogen werden, als durch diese Obstfrau, oder wie mich vor einigen Jahren ein »walischer« Spitzbube zu Triest angeführt hat, von dem ich mir für einen Silberzehner nur ein Dutzend völlig reifer Orangen von vier Zoll Durchmesser aufhängen ließ.

Unterhalb der Festung dehnen sich weite Wiesenstrecken, auf denen muntere Roßheerden sich tummeln. Wir rauschen an einer großen Zille vorüber, die mit Lastwagen für Truppen beladen ist und zweifelsohne nach der Wallachei geht; es wäre gut, wenn sie zu den Wagen auch gleich die Wege mitbrächte. Wir haben unterwegs schon mehrere Ladungen von Heergeräth zu Thal fahren sehen. »Man scheint dort drunten etwas vorzuhaben,« bemerkt der alte Herr neben mir. — Ich antwortet ganz ernsthaft: »In Wien gibt es einige Leute, welchen es ebenfalls so vorkommt.«

Bei Slankamen biegen wir von der Donau ab und fahren ein Stückchen die Theiß hinauf bis Titl. Slankamen, ein vielgenannter Name, liegt unscheinbar am Donaustrande zur Rechten unter dem hohen Abhange. Titl ist dem Aussehen nach ein unscheinbarer Ort, ein nüchternes Kibitznest in der morastigen Niederung, aber auf klassischem Boden der neuesten Kriegsgeschichte. In diesen Niederungen hat der freudige Rittersmann Jelacic (sprich: Jelaschitz, und meide die falsche Schreibart

Jellachich) ein paar der schönsten Blätter seines Lorbeerkranzes den mißlichsten Umständen abgerungen, von zahlreichen Feinden, vom bleichen Hunger und von der Cholera bedrängt, von der hindostanischen Würgerin, welche seit dem polnischen Feldzug von 1831 überhaupt eine Liebhaberei für Feldlager gewonnen zu haben scheint, als ob der Krieg noch eines besondern Beistandes bedürfte, um der Uebervölkerung von Mitteleuropa zu steuern. Im Stabsort Titl besteigt ein General mit seinem Adjutanten das Schiff, ein verhältnismäßig junger Mann. Einer aus der Gesellschaft hat ihn vor zwanzig Jahren noch als regierenden Lieutenant gekannt, dessen Ehrgeiz *damals* schwerlich weiter ging, insofern er den bestehenden Thatsachen vernünftige Rechnung trug, als dereinst, nachdem »des Dienstes immer gleich gestellte Uhr« für ihn zum letztenmal ausgehoben, mit Oberstlieutenantscharakter seinen Ruhegehalt zu genießen.

Wir lenken wieder zur Donau. Man ruft uns zu Tische. Die Offiziere, welche sich natürlicherweise um den General gruppieren, sind freundlich genug, mir einen Platz in ihrer Mitte zu gewähren. Die Unterhaltung ist angenehm belebt. Der General (sein Name ist Schwarz) zeigt sich als einen Mann von umfassender Bildung, welche dem kriegerischen Aussehen des hochgewachsenen, breitschulterigen Mannes doppelt wohl ansteht. Ohne daß er den Anlaß sucht, es zu zeigen,

ergibt sich, daß er nicht nur die Sprachen der feinen Welt geläufig spricht, sondern auch einiger barbarischen Mundarten hinlänglich mächtig ist, um sich mit Romanen und Slaven zu unterhalten. Nach Tische lockt der helle Sonnenschein die Gesellschaft auf's Verdeck, mit Ausnahme derjenigen, die »im Koffer reisen,« mithin das Mittagsschläfchen nicht entbehren mögen. Ueber Fluth und Auen erhebt sich weithin sichtbar Belgrad, fürwahr eine »weiße Stadt« der serbischen Lieder, auch dem Namen nach, wie ich sagen hörte und auf Treu und Glauben nachschreibe, da ich selber keine slavische Sprache verstehe. Ein Deutscher beginnt bei dem Anblick von Belgrad unwillkürlich die Weise »Prinz Eugenius, der edle Ritter« zu pfeifen; wäre er von musikalischen Landsleuten umgeben, sie würden ohne weiteres das Lied anstimmen und hernach die Helden feiern, deren Namen für unser Auge unverwischlich auf den blanken Mauern zu lesen stehen. Bei Belgrad gebührte wohl vor allen dem Andenken des tapfern Max Emanuel ein voller Becher. Hoch der »blaue König!« (wie ihn die erschreckten Türken nannten).

Vor Semlin, der Grenzstadt Oesterreichs an der Save, legen wir an. Wir halten uns nicht lange genug auf, um einen Besuch in Belgrad abzustatten, das nur durch die Mündung des kleinen Grenzflusses vom diesseitigen Gebiet geschieden ist. Doch würde uns sogar eine Muße von mehreren Stunden nichts helfen; selbst wenn unsere

Gäste ausdrücklich die Erlaubniß aussprechen, uns nach Belgrad zu begeben, würden wir die kostbare Zeit mit unnützen Laufereien verlieren müssen, um endlich und endlich die verschiedenen Ausweise zu erwirken, welche eine solche Erlaubniß erst zur Geltung zu bringen vermögen. Die Grenzhut wird gegenwärtig mit einer so peinlichen Strenge gehandhabt, daß nur ein Geschäftsmann sich entschließen kann den Pfad dorniger Langeweile durch die Kanzleien von Semlin anzutreten. Bei der Bergfahrt gedenke ich übrigens Semlin zu besuchen, da wir vor der Stadt übernachten werden.

Wir werden aus ein kleineres Schiff, die *Diana*, verladen. Der niedere Wasserstand erlaubt größeren Dampfern nicht mehr die Fahrt über einige Untiefen zwischen Semlin und Orsova. Wir schaufeln an Belgrad vorüber. Die Stadt mit ihren vielen Minarets und ihren großen grünen Gärten nimmt sich einladend genug aus, und der Festung fehlt nicht der gedoppelte malerische Reiz sowohl des sichtlichen Verfalls als der morgenländischen Bauart ihrer Wohnungen. Welch ein Gegensatz zu den scharfen Umrissen der strengen Zeichnung von Peterwardein mit den saubern Wällen! Ein Grenadier in voller Rüstung dem Freischärler gegenüber sticht nicht auffallender ab, als diese beiden Festungen von einander sich unterscheiden. Die Schanzen von Belgrad sehen verwahrlost aus wie das Gewand eines Schnappsbruders mit zerrissenen Stiefeln

und durchlöchertem Rock. Die Stiefeln sind hier die Mauern am Strande; die Save hat sie unterwühlt, daß es ein Wunder scheint, wie das lose Gestein nur zusammenhalten mag. Seit langen Jahren hat keine Seele daran gedacht, die Schäden auszubessern, welche das Wasser den Uferbefestigungen zugefügt, gewiß nicht aus einmal, sondern allmählig. Erst aus dem Löchlein wird auch hier ein Loch geworden seyn, wie überall in der Welt. Die Wälle und Mauern scheinen in jüngst vergangenen Tagen ein wenig geflickt zu seyn, nothdürftig genug und vielleicht auch leidlich ungeschickt, so daß der Fleck allenfalls neben den Riß gekommen. Einen wahrhaft lächerlichen Eindruck machen in den untern Schußscharten die weißgetünchten Geschütze. Dergleichen habe ich nie und nirgends noch gesehen. Die schwarzbraunen Burschen, welche mit verrosteten Waffen so bettelhaft und lumpig auf Posten stehen, könnten den Pinsel des Weißbinders ebenfalls brauchen. Es ist wirklich merkwürdig, daß gerade diejenigen Volksstämme, denen ihre Religionsgesetze die Reinlichkeit zur Pflicht machen, am schmierigsten anzuschauen sind. Aber »was gehn uns die Türken an?« Freuen wir uns an dem anziehenden Bilde. Allerliebste nehmen sie sich aus, »Stadt und Festung Belgerad,« auf der einen Seite, wo die Stadt unter der Burg sich an den Berglehnen der Save weit hindehnt, so wie auf der andern, wo sie neben den hoch emporwachsenden

Basteien sich zu den Hügeln hinzieht und die Höhen besetzt hält, inmitten üppig grüner Gärten mit ihren zahlreichen Minarets himmelwärts deutend. Von der Donauseite erblicken wir die Schanzen, welche Max Emanuel mit dem Säbel in der Faust erstürmte, welche Heldenthat in unserer Zeit durch zwei Darstellungen von bekannten Namen uns wieder vergegenwärtigt ward; die eine ist ein Wandgemälde (vom Jahr 1829) am Bazar zu München, die andere ein neueres Staffeleibild vom badischen Hofmaler Dietz, das auch im Kunstverein zu Wien ausgestellt war und — wie ich glaube — dem König Max gehört.

Das serbische Ufer bietet einen frohmüthigen Anblick mit seinen Bergen dar. Rebgeleude wechseln mit wilden Waldgebirgen. Selten zeigt sich eine vereinzelte Menschenwohnung. Ortschaften kommen fast gar nicht zum Vorschein. Das linke Ufer ist flach und kahl. Von Strecke zu Strecke in geregelter Entfernung erhebt sich, lustig auf hohen Pfählen stehend, wie ein Reiher auf langen Ständern, eine Wachhütte der Grenzhüter, eine sogenannte Csardake. Die hohen Pfähle haben nicht nur Aehnlichkeit mit den Ständern der Reiher und Störche, sondern auch deren Bestimmung: im Wasser zu stehen, welches zu gewissen Jahreszeiten den Bezirk überschwemmt. Der Dienst in den Csardaken gehört zu den Verpflichtungen der Grenzer, volksthümlich »Granizer« ausgesprochen, der Lehensträger der Krone

an den Marken des Reichs, wo sie den Zins für ihre Gründe zwar nicht mit Schwert und Schild, aber doch mit Patrontasche und Bajonnet abtragen. Dieser lehenthümliche Heerbann hat schon die ersprießlichsten Dienste geleistet, und wenn seine landwirthschaftlichen Einrichtungen hinter den Anforderungen der neuen Zeit zurückgeblieben sind, so wird auch diesem Uebelstand jetzt abgeholfen. Die umgestalteten Einrichtungen (im Kanzleistyl Organisirung) der Militärgrenze sind darauf berechnet, die Landwirthschaft zu heben, ohne den kriegerischen Geist zu schwächen, und die Vorschriften derselben sollen sehr zweckmäßig seyn. Die Gestalten der Grenzhüter, welche hie und da bei den Csardaken zum Vorschein kommen, sehen ganz so aus, wie etwa vor tausend Jahren die Ahnherrn seidener Junker mit langen Fingernägeln an sammetweichen Händen sich ausgenommen haben mögen. Ich möchte wohl wissen, ob die späteren Nachkommen dieser sonnverbrannten Kriegsbauern sich in gleicher Weise — verfeinern werden, wie die Sprößlinge der Sieger vom Lechfelde?

In weiter Entfernung hinter den Csardaken werden hie und da grüne Wälder und Auen sichtbar; vermuthlich werden in der unmittelbaren Nähe des Gestades Baum und Strauch mit allem Vorbedacht beseitigt, um die Aussicht zu erleichtern. In früheren Zeiten hatte die Grenzwache noch eine wesentliche Aufgabe, die in unsern Tagen so ziemlich wegfällt: die Abwehr der Pest,

welche auf türkischem Gebiet sehr häufig zum Ausbruch kam, und die sich, wie man weiß, durch Berührung fortpflanzt, nicht durch die Luft, wie die Landplage unserer Zeit. Von der Pest hört man neuerdings in der europäischen Türkei, namentlich in den drei Fürstenthümern, fast gar nichts mehr, vielleicht weil die Türken endlich doch etwas von dem Sprüchlein begriffen haben, das Sultan Mahmud ihnen einzubläuen begonnen: »Hilf dir selbst, wenn Gott dir helfen soll.« Hinter den Bäumen zeigt zuweilen ein Kirchthurm seine Spitze. Wir bekommen auch eine Ortschaft leibhaftig zu sehen, Palanka, weit hinter öder Haide vor dem Buschwald gelegen. Der Dampfer macht bei Palanka Halt. Wir gewinnen dadurch Muße, eine ganze Wachmannschaft von Granizern in Augenschein zu nehmen. Ihre Waffen sind vortrefflich gehalten; das unterscheidet diese Leute vorzugsweise und »mit Vorzug« von den Türken. Daß sie diese wohlgehaltenen Waffen auch trefflich zu führen wissen, haben sie oft genug bewiesen, und zuletzt noch unter den Befehlen des tapfern Banus. Uebrigens sehen sie auswärts durchaus nicht so vernachlässigt aus, wie daheim und auf der Grenzschutz im Gegentheile. Zum Beispiel können die Bataillone dienen, welche man im Verlauf der jüngsten Jahre zu Wien gesehen hat, wo sie keine Röcke von grobem Loden (selbst für Loden noch grob), sondern von Tuch, und keine Wehrgehänge von Gurten mit Patrontaschen von haarigem Kalbfell trugen,

sondern soldatisch sehr anständig auftraten. Zu Hause läßt man sich eben ein wenig gehen.

Unsere Diana ist, wie schon gesagt wetten, ein kleines Schiff. Bei niederem Wasserstand versieht sie den Dienst zwischen Semlin und Orsova. Der niedere Wasserstand tritt meistens zu Zeiten ein, in denen es ohnehin nicht viel Reisende gibt. Kein Wunder also, daß die Wirthschaft nicht vorgesehen ist auf besondere Ansprüche: Vergebens verlangen wir beim Abendessen rothen oder wenigstens einen etwas theureren weißen Wein. Zu Schnitzel, Rostbraten oder dem Pseudo-Beefsteak ist eben nur der gemeine Tischwein von saurer Beschaffenheit zu haben. Die Bedienung zeigt, wie geringe Anforderungen die Gäste *dieses* Boots zu machen pflegen. Ein Kellner dringt mir die Flasche mit Wasser und das Glas *brevi manu* in der Pfote. »Haben's kein Tazerl?« frage ich. »Freilich,« sagt er, pflanzt die Flasche vor mich hin und kommt nach einer Viertelstunde mit der »Tazen,« (italienisch *tazza*, Platte), fragend, wozu ich sie brauche.

Einer unserer Mitreisenden ist Obermaschinenmeister der Dampfgesellschaft und hat gegenwärtig zu Turnu-Severin seinen Wohnsitz. Er kommt von Wien, wo er das Unglück hatte, schwer zu erkranken, wie er eben nach England abgehen sollte, um ein Schiff zu übernehmen, welches die Gesellschaft dort hat bauen lassen. Sie baut zwar gewöhnlich ihre Fahrzeuge selbst, aber bei neuen bedeutenden Verbesserungen pflegt sie ein Musterstück

aus England zu beziehen. Der Maschinenmeister ist ein Britte, von englischen Eltern zu Frankfurt a. M. geboren, wo er bis zum dreizehnten Jahr erzogen wurde, um dann in's Vaterland zurückzukehren. Im Jahr 1835 war er Maschinist aus einem englischen Dampfer, der zwischen London und Rotterdam fuhr. Von dort ist er noch in demselben Jahr auf die allerverwunderlichste Weise an und auf die Donau gekommen. An einem heitern Julitag befand sich nämlich auf dem Dampfer unter den Reisenden ein Mann mit abenteuerlich großem Schnauzbart, für einen Engländer von damals ein unerhörter Anblick. Der Maschinist redete den Bart an. Der dazu gehörige Mann gab Bescheid in einer Sprache, die so ziemlich wie deutsch klang. »Bin ich Ungar,« sagte er, »trägt bei uns jeder Schnauzl, so lang es wächst, und wächst es lang und wird gewichst.« Ein Wort gab darauf das andere. Nun war aber der Schnauzbart seines Zeichens Haiduk beim Grafen Stephan Szechenyi, und der Graf befand sich in Gesellschaft des Fürsten Felix Schwarzenberg auf dem Schiff. Szechenyi hatte die Unterhaltung seines Dieners mit dem Engländer bemerkt und sagte scherzend: »Du hast schnell englisch gelernt, Andras.« Das Haupt schüttelnd versetzte der Haiduk: »Spricht es deutsch, Engländer, besser wie ich!« — »So? Und wer ist er denn?« — »Maschinist. « — »Rufe ihn her.« — Bekanntlich war Szechenyi einer der Gründer der Dampffahrt auf der Donau, deren hohe politische

Bedeutung sein umfassender Geist klar begriff, während andere sie noch für nichts anderes hielten, als für eine geschäftliche Unternehmung. Er ließ sich in eine Unterhaltung mit dem Maschinisten ein, erfuhr alles, was er zu wissen begehrte, ohne geradezu unbescheiden zu fragen, und sagte schließlich: »Ich hätte gerne auf der Donau einen englischen Mechaniker, welcher deutsch versteht. Würden Sie eine solche Stellung annehmen?« Die Antwort war kein unbedingtes Nein. Der Graf schrieb sich den Namen auf, und nach Verlauf von vier Monaten war der Frankfurter Britte bereits in Wien. Er wurde von der Gesellschaft, deren Fahrten sich damals bis Stambul erstreckten, dorthin geschickt, wo er fünf Jahre blieb. Jetzt würde er seine Verwandtschaft in der Heimath besucht haben, hätte ihm nicht die Krankheit den argen Strich durch die Rechnung gemacht. Möge es ihm bei nächster Gelegenheit besser gerathen.

Unser Mechanikus weiß von Konstantinopel mehr zu erzählen, als der hannak'sche Bimbaschi von seinen türkischen Umgebungen. Schade, daß sein leidender Zustand ihn zwingt, mit den Hühnern zu Nest zu gehen. Wir andern bleiben in der Kajüte sitzen, lassen uns Theewasser bringen und dampfen wie die Türken; Damen sind nicht zugegen. Der Kellner erhebt Einsprache gegen die nicotische Räucherung, doch begnügt er sich mit dem Bescheid, daß man damit aufhören wolle, sobald er Neßmalyer, Erlauer, Serarder

oder wenigstens Ofener auffahre.

Bei Weißkirchen gehen wir vor Anker. Der Mondschein zeigt uns dort ein paar Kriegsdampfer, von denen Oesterreich bereits ein stattliches Geschwader auf der Donau besitzt. So ruft Franz Joseph den Plan in's Leben, welchem einst Max I., Karl VI. und schon Leopold I. schwere Opfer vergeblich gebracht haben; ihre Mühe und ihre Kosten waren aber nur zeitweilig verloren, denn der große Gedanke hat Früchte getragen, deren Bedeutung in ihrem vollen Umfang zu zeigen einer vielleicht sehr nahen Zukunft vorbehalten scheint. Am Verdienst der Ausführung gebührt auch dem Grafen Szechenyi und den Begründern der Dampffahrt auf der Donau ein stattlicher Antheil, natürlich nicht etwa deßhalb, weil eine Anzahl von Schleppern der Gesellschaft jetzt in bewaffnete Fahrzeuge verwandelt sind.

4. September. Ein Stück Nachtfahrt und Morgenschlaf haben uns um den Genuß der gepriesensten Gegend gebracht. Die Rückreise behält uns den Anblick der berühmten Felsen jedoch vor, und was wir jetzt bei hellem Morgenschein zu beiden Seiten des Stromes erblicken, ist im Großen und Ganzen so ausgezeichnet schön, daß wir die hervorstechends malerischen Einzelheiten, welche wir für heute versäumten, einstweilen ohne Kummer missen. Die Berge sind hoch, gewaltig, steil. Häufig treten Felswände zu Tage. Die

Einschnitte zwischen den Höhen sind nicht sowohl Thaler als Schluchten. Das Bild in seiner Gesamtheit trägt das Gepräge der Alpenwelt von Siebenbürgen, nur daß dort die Massen noch gewaltiger sind und nirgend ein so breiter Strom hindurchfließt. Die Berge sind aber auch hier schon über allen Vergleich großartiger, als die Anhöhen der als romantisch berühmten Strecke des Rheins unter Bingen, und wenn dieser Donauromantik die Ritterburgen auf den Höhen fehlen, so ist sie dagegen wieder durch den Mangel an Ortschaften am Gestade um so wirkungsreicher. Felsen, Berge, Strom und Himmel, das ist so ziemlich alles, was wir zu sehen bekommen. Das Auge schwelgt mit unermüdlicher Lust in diesen herrlichen Gebirgsformen, überhaucht von den stillen Schauern der Einsamkeit wie von einem flaumigen Schmelz. Dieser Reiz fehlt dem Rhein; er wird auch von diesen Gegenden sich streifen, wer weiß wie bald, aber noch waltet er in seiner ganzen thauigen Frische. Der Eindruck der grünen Wildniß ist ein so überwältigender, daß ein Hereinragen einzelner Fühlhörner der Gesittung ihn kaum zu stören vermag, wenigstens nicht bei mir. Ich gebe wenig Achtung darauf, daß der Gendarm, welcher sich — ich weiß nicht wo — an Bord begeben, mir das unentbehrlichste aller Papiere abverlangt. Ich reiche ihm meinen Paß. Er bemerkt, daß das Visa von Pesth nach Wien laute. Ein Schreibfehler, sonst nichts; auch werde ich wirklich nach Wien zurückkehren. Der Gendarm

lächelt; er gehört zu dem neuen Geschlecht von Sicherheitswächtern, das seine Bildung dem Kempen verdankt, und nicht bloß aus vorzüglichen, sondern auch vernünftigen Leuten besteht. Die neue Gendarmerie hat nicht nur außerordentliches schon geleistet, sondern zeichnet sich auch aus durch das, was sie unterläßt. Dem k. k. Gendarmen wird es nie in den Sinn kommen, nach Art der alten Zöpfe irgend einen harmlosen Reisenden muthwillig zu geistern, weil der Paß zufällig einen unwesentlichen Mangel aufweist. Der Gendarm weiß, daß derlei kleine Fehler und Versehen niemand so gewissenhaft meidet als just derjenige, welcher genaue Nachfrage besonders zu scheuen hat. Uebrigens haben gegenwärtig alle Aufsichtsbehörden bei der Türkengrenze die allerstrengsten Weisungen. (Ich hätte darum leicht wegen des Schreibfehlers von Pesth Anstände zu Orsova haben können, wäre der dortige Gendarmeriemajor Imbresewitz nicht in der That der wohlwollende Mann, als welcher er allgemein bekannt ist. Auch ward ich ihm noch persönlich von guter Hand empfohlen.) — Auf der linken Seite öffnet sich ein weites Thal zwischen mächtigen Bergen; es ist das Thal, durch welches die Cserna ihren Weg zur Donau nimmt. Vor uns liegt in der Ferne auf dem hier ganz besonders breiten Strome ein Eiland mit schimmernd hellen Gebäuden und saftig grünen Bäumen. Diese Insel, welche das Wasser theilt und dadurch das Strombett um so vieles breiter

erscheinen läßt, ist die türkische Festung Neu-Orsova, der Ort am Gestade vor der Mündung des Csernathals, wo wir anlegen, Orsova. Zu Orsova gedenke ich einige Tage zu verweilen, theils um den Ort, sein Leben und Treiben kennen zu lernen, theils um ein paar Ausflüge zu unternehmen. Ich will das eiserne Thor, die Inselveste, das Csernathal und vor allem das Bad in der felsigen Wildniß (Mehadia) sehen. Mein nächster Brief wird davon berichten.

III.

Orsova.

Der Dampfer ist ein wanderndes Haus der Gesittung. Auf seinen Bohlen fußend, sahen wir mit großer Seelenruhe die Zeichen, welche von Pesth abwärts immer entschiedener auf das Bestehen ursprünglicher Zustände deuteten. Wir waren ja geborgen, und wenn wir auch mancherlei zu tadeln fanden, namentlich an Bord der armselig bestellten Diana, so mußte ein Vergleich mit dem, was am österreichischen wie am serbischen Ufer zu erhalten gewesen wäre, immer noch sehr entschieden zu Gunsten unseres Fahrzeugs ausfallen, obschon es nur als ein Stiefkind der großen Unternehmung der Dampfschiffahrtsgesellschaft zu betrachten ist, das bloß ausnahmsweise unter ungünstigen Umständen zum Aushilfsdienste berufen wird.

Zu Orsova verlassen wir den hölzernen Fußboden des Wanderhauses und betreten die Erde des fremden entlegenen Landes, der — *bis jetzt noch* äußersten — Grenzmark kaiserlichen Gebietes an der Donau. Die Berge vor uns hinter der Einfassung des breiten Csernathals gehören bereits zum türkischen Reiche, zu welchem auch das rechte Ufer von Belgrad an zählt.

Orsova ist eine Ortschaft von ächt pannonischem Aussehen, weit gedehnt, mehr faul als behaglich ausgestreckt, mit breiten langen Gassen. Die Häuser bestehen nur aus einem Erdgeschoß; die wenigen davon, welche ein Stockwerk aufzuweisen haben, sind keine Behausungen einheimischen Schlages, sondern fremdartige Anstalten, gleichsam die ersten Crystalle westlicher Bildung, wie z. B. das stattliche Gebäude der Dampfschiffahrts-Agentie, das Haus des Befehlshabers, das Telegraphenamt. Auch ein Gasthof am Gestade wird zukünftig dazu zu rechnen seyn, doch ist er noch Embryo, weil der Unternehmer aus Mangel an Arbeitskräften den Bau nur höchst langsam fördern kann. Auch das ist bezeichnend.

Der Ort dehnt sich eine lange Strecke am Ufer hin und hebt sich auf schräger Fläche nach den waldigen Hügeln empor, welche die westliche Ecke des Thales bilden. Im Thale selbst stehen nur wenige Hütten eines Vordorfes (um nicht Vorstadt zu sagen) an der Landstraße, welche an der Cserna aufwärts und über die Gebirge zum Thale der Temes führt. Die einzelnen Häuser stehen weit von einander zwischen großen Höfen und geräumigen Strecken von Gartenland, wo zu hübschen Gärten Platz genug wäre, wenn nur keine Arbeit und Sorgfalt dazu gehörte. Die breiten schnurgeraden Gassen fand ich in wegsamem Zustande, Dank dem schönen Wetter; bei nasser Witterung soll kaum durchzukornmen seyn. Auf

meiner Wanderung zur Herberge mit dem stolzen Namen »zum Kaiser von Oesterreich« begegnete ich nur wenigen Leuten, dafür aber einer Menge von vierfüßigen Lustwandlern aus dem Geschlecht der Borstenträger. Es gibt hie und da Leute, welche trotz aller Bildung des Geistes und Gemüthes eine abergläubische Scheu vor der Begegnung mit Schweinen hegen, namentlich wenn dieselben nicht getrieben werden; diese zarten Seelen würden zu Orsova an kleinem Feuer der Verzweiflung geröstet werden, doch nicht ohne dafür den Triumph zu erleben, auch den entschiedensten Freigeist zum Bekenntniß getrieben zu sehen, daß selbige Lämmer mit geringelten Schwänzen allerdings zutreffende Vorzeichen unangenehmer Begegnisse sind. Schon der Anblick unseres »Hotels« erfüllte mich mit sorgenvoller Scheu. Ohne die Tafel mit der Inschrift würde ich die verwahrloste Barake eher für alles andere gehalten haben, als für ein Wirthshaus, und vollends gar für den ersten Gasthof einer Stadt von wenigstens zweitausend Schritten Länge und achthundert Schritten Breite. Dem verlotterten Aeußern entsprach das Innere in schönster Uebereinstimmung.

Zwei große Stuben, vorn auf die Gasse, rückwärts auf den offenen Gang mündend, bilden die Wirthschaft. Die keine davon ist, was man in Oesterreich volksthümlich »die Schwemme,« in Wien gewöhnlicher jetzt das »Gastzimmer« heißt; die andere stellt das Extrazimmer

vor, woselbst auf Tischtüchern gespeist wird. Diese Tischtücher werden, wie ich später zu bemerken Gelegenheit hatte, schon Morgens um acht Uhr über zwei Tische gebreitet, deren einer für die eingepfarrten Stammgäste vom k. k. Militär, der andere für Reisende bestimmt ist. Teller, Bestecke, Servietten und Salzbüchsen kommen ebenfalls gleich in der Früh auf den Tisch, wo sie bis zum Abend im Dienst bleiben. Für deutsche Leser, die zufällig nie in München waren, wo dergleichen zuweilen auch noch vorkommt, wird eigens zu sagen seyn, daß vom Wechseln der Servietten nicht bloß an demselben Tag keine Rede ist, sondern daß sie eine Woche lang dienen; wenn sie Nachts in der Presse liegen, so ist das ein noch ziemlich neuer Fortschritt. An die beiden Wirthsstuben schließt sich eine Doppelreihe von Schlafzimmern, so geschickt eingetheilt, daß die Insassen der Gassenseite nicht anders in ihre vier Pfähle gelangen können, als indem sie bei den Beiwohnern der Hofseite durchgehen. Und derlei kommt, nicht etwa bloß ausnahmsweise vor, denn der Fremdenzug durch Orsova ist sehr stark, da der Wasserweg und die Verbindungsstraße mit den östlichen Kronländern sich hier kreuzen. Der offene Laubengang schaut auf einen gehörig breiten Hof hinaus, an dessen anderer Seite die Küche sich befindet, wo der Hausdrache schaltet und waltet, die bissigste aller Wirthinnen, die mir im Leben noch vorgekommen. Zu allem Glück habe ich sie nicht

näher gesehen und gehört, als getrennt von ihr durch die ganze Brette des Hofes, und dennoch hat mir's nicht an Gelegenheit gefehlt, die Thatsache festzustellen, daß sie durch Aufnahme und Verpflegung der Gäste große Barmherzigkeit zu üben meint, welche durch die Vergütung in Geld nur höchst ungenügend aufgewogen werde. Sie versäumt indessen nicht, diese Vergütung so ausgiebig als möglich zu machen. Man speist bei ihr so theuer wie in Wien, und der ganze Unterschied besteht darin, daß das Essen in demselben Verhältniß schlechter ist, als es billiger seyn sollte. Dünne Suppe, ledernes Rindfleisch, grobe Erbsen, kaum nothdürftig mit schlechtem Fett geschmelzt und begleitet von einem aufgetrieselten Endchen Tau, das sich für Selchfleisch ausgab, ferner ein wässeriger Kalbsbraten, eine fabelhafte Masse von Mehl, Schweineschmalz und gestoßenem Zucker und schließlich kein Nachtisch, das war die Mahlzeit, der ich am ersten Tage beiwohnte, schon vom Anschauen gesättigt. Für *diesen* Tisch bezahlen die ständigen Gäste täglich 30 kr., ohne Wein und seltsamer Weise auch ohne Brod. Ich hätte eben so gern ein Pferdefleischessen mitgemacht, als den unglückseligen Versuch an dieser Wirthstafel zu speisen wiederholt. Mein guter Stern bewahrte mich indessen vor jeder Nöthigung dazu. Ich war an den Oberinspector der Dampfschiffahrts-Agentie, Herrn Lazarich, empfohlen, in dessen Hause ich den angenehmsten geselligen

Verkehr fand, und nebenbei auch an passender Leibesnahrung mehr, als ich bedurfte. Nie in meinem Leben bin ich sonst einem Gastfreund für etwas anderes erkenntlich gewesen, als für die Liebenswürdigkeit seines Umgangs selbst; in diesem besondern Falle aber haben auch Essen und Trinken mich wahrhaft zur Dankbarkeit verpflichtet, und zwar in einem Grade, wofür nur demjenigen ein Maßstab zu Gebote steht, der als ein noch kränkelder Genesender jemals eine Reise durch halbbarbarische Gegenden gemacht. Im Gasthof zum Kaiser von Oesterreich ist nicht einmal eine bessere Sorte Wein zu haben; der Wirth hat nur *einen* Zapfen für alle Welt.

Um den leidigen Stoff vollends abzuthun, ist noch eines hinzuzufügen. Ich war glücklich genug, durch mittelbare Unterhandlungen mit der bissigen Wirthin ein Frühstück zu erobern, das nicht nur — wie am ersten Morgen nach wanzenbelebter Nacht der scheußliche Kaffee gethan — mir keine Ueblichkeit verursachte, sondern wirklich und mit vollem Recht mich sehr befriedigte. Ihr rathet nicht, was es war, und wenn ich euch hundert Antworten frei lasse. Thee war's, ächter und rechter Thee, wie John Bull und Bruder Jonathan ihn nicht besser bekommen, ausgezeichnet von Stoff, kunstgerecht bereitet, begleitet von Eiern, die im ganzen Lande Ungarn sich eines besondern Wohlgeschmacks rühmen dürfen. Die Frau Wirthin ist früher Köchin auf

einem Dampfschiff gewesen und trinkt den Thee selber gern. Welch ein Fortschritt! Welch ein Gegensatz, zu der nicht gar zu alten Geschichte von jenem Reisenden, der einer ungarischen Wirthin seine Theebüchse anvertraut hatte, und den ganzen Inhalt derselben als Gemüse mit Bratwürsten zurückerhielt. So befand ich mich denn verhältnißmäßig ganz behaglich. Das Frühstück war gut, für die übrige Kost auswärts gesorgt, für die braunrothen Bettgenossen hatte sich in der Tiefe des Mantelsacks ein Fläschchen jenes sogenannten persischen Insektenpulvers gefunden, das ein Bewohner Wiens gewöhnlich im Vorrath hält, und die dummdreiste Rohheit der dienstbaren Geister in der Herberge ließ sich schon am ersten Tage durch eine tüchtige Gabe von Barschheit beschwören, der eine ungarische Färbung zu geben mir, dem höflich sanftmüthigen Großstädter aus westlichen Himmelsstrichen, wunderbarer Weise nicht mißlang, obschon ich sonst keinen Beruf zum Comödianten habe.

Am Vormittag genoß ich etwas Erquicklicheres, als die Küche zu liefern vermochte, nämlich ein Stückchen »Türkenwelt in Ungarn,« nicht von Jokai, sondern aus dem Buche der Natur, welchem der magyarische Schriftsteller seine reizenden Schilderungen entnommen hat. Es war Markttag in der *Stella*, wie das Volk die Anstalten nennt, welche amtlich als *Rastellamt* bezeichnet werden. Der eine Ausdruck wird für euch sich schwerlich durch den andern erklären, wie es denn

überhaupt unter den Bezeichnungen von amtlichen Stellen im Kaiserstaate auch noch außer den vielgenannten Einbruchstationen und Tabaksapalto manche gibt, welche dem Fremden nicht geläufig sind. Das Rastellamt ist ein streng gehütetes Pfortchen für den im übrigen gänzlich gesperrten Kleinhandelsverkehr mit dem türkischen Grenzlande. Ursprünglich war die Anstalt gegen das Einschleppen der Pest gerichtet, welche trotz aller Vorsicht dennoch zuweilen in's Land drang, und sogar zweimal unter der Bevölkerung von Wien hauste, nämlich in den Jahren 1679 und 1713, wo sie das erstemal über 120,000 Opfer erwürgte, beim nächsten und letzten Besuch aber sich mit 8600 begnügte; jetzt stellt die Bewachung kaum mehr etwas anderes vor, als einen Zollschutz, obschon sie sich immer noch als zum Pestcordon gehörig gebadet.

Draußen vor dem Ort auf einem umhegten Platz von ziemlich wüstem Aussehen stehen die Schuppen, Niederlagen und Wachhäuser der Grenzmauth, und in ihrer Mitte ein offener Bazar fast hart am Strande, nach der Landseite zu durch einen Gang abgesperrt, der, auf beiden Seiten durch eine Schranke geschlossen, den Finanzwächtern zum Aufenthalt dient, welche den Verkehr der Einheimischen mit den vom Wasser her gekommenen Nachbarn überwachend vermitteln und vermittelnd überwachen. Im Bazar legen Walachen, Serben und Türken ihre Verkaufsgegenstände aus, die

theils aus Erzeugnissen des Bodens, theils aus Werken des Kunstfleißes, theils aus überseeischen Waaren bestehen. Zwiebeln, frisches und gedörrtes Obst der Grenzmark, Korinthen, Zibeben, Tafelrosinen, Feigen, Datteln, Zuckerwerk, eingekochter Obstsaft, Messer, Yatagans, Handschars und andere Kleinigkeiten aus den Landstrichen zwischen Turnu-Severin und Damask bilden die Ausstellung, welche sich zu einem großen Markte eben so verhält, wie die Stella, wo sie lagern, zu einem Crystallpalast. Aber gerade dadurch wird diese Ausstellung bemerkenswerth für uns; wir sehen im lebendigen Bilde die Anfänge des ursprünglichen Völkerverkehrs vor Augen, eines von den Senftkörnern, aus deren Sippschaft die Crystallpaläste stammen.

Einen Antonio, den »königlichen Kaufmann« der Stella, hatte ich bald herausgefunden. Ein stattlicher Türke war's, ein hochgewachsener Mann in den Vierzigen, breitschulterig, kernfest, mehr einem Krieger als einem Handelsmann gleich. Er ist früher Soldat gewesen, hatte es bis zum Oberst gebracht und dann für gut befunden, sich von Mars 'zu Merkur zu wenden. Sein Name ist Hassan, sein Geburtsort Algier. Er nahm sich in seinem Festtagsstaate vortrefflich aus. Sein Putz galt dem Bairam, dessen Feier die friedfertigen Geschütze von Neu-Orsova (türkisch: Adakaleh, Inselfestung) durch zeitweiliges Brüllen begrüßten. Ob sie täglich ihre vorschriftsmäßigen siebenmal fünf oder fünfmal sieben

Schüsse losgebrannt haben, möge bezeugen, wer sich der Mühe des Zählens unterzogen. Hassan unterhielt sich über den Gang weg ganz gemüthlich mit uns. Er spricht gebrochen deutsch, und die »Lingua Franca« ist ihm nicht fremd. Wir kaufen ihm — natürlich für übertriebenen Preis — etwelche Kleinigkeiten ab, welche der vermittelnde »Finanzmann« uns ohne Ansprüche auf Verzollung überantwortete, nebst einer handvoll Tabak, vom Türken als Ehrengabe uns zugedacht. Mein Einkauf bestand in »Rachatlikum,« eingekochtem Obstsaft in Holzschachteln, den man messerspitzenweise *nach* dem Kaffee und *vor* dem frischen Wasser genießt. Die Masse ist nicht so hart wie der englische Früchtezucker, doch minder weich wie Quittenfleisch, von erquickendem Wohlgeschmack und besonders zuträglich nach dem Rauchen. Zu Wien ist diese morgenländische Leckerei nicht ganz unbekannt; wenigstens sieht man sie unter andern ausländischen Ergötzlichkeiten für den Gaumen in der Auslage bei den »drei Laufnern« neben englischem Käse, afrikanischen Datteln, spanischen Pomeranzen, ostindischen Vogelnestern und westindischen Gewürzen.

Die Fahrzeuge der türkischen Herrn Staatsbürger liegen hinter dem Bazar am Strande; die Schiffleute und die andere Begleitung dürfen den umhegten Raum nicht überschreiten, liegen lungernd umher und sehnen sich vielleicht nach den Kaffeeschenken der fränkischen Stadt. Schwerlich ahnen sie, wie schlecht sie fahren würden,

wenn der Himmel sie mit der Erfüllung ihres stillen Wunsches strafte. Allerdings besitzt zwar Orsova ein sogenanntes Kaffeehaus, errichtet im Billardzimmer des Wirthshauses zum goldenen Hirsch, wo man, wie die Offiziere im Kaiser von Oesterreich mich belehrten, noch schlechter aufgehoben ist, als im eben genannten »Hotel;« aber die braune Brühe, welche man im Hirsch für Kaffee ausgibt, würde den lieben Grenznachbar nicht minder durch ihren Preis erschrecken, als durch ihren Geruch schon in die Flucht schlagen, bevor er zum Kosten gekommen. Der Türke mag ein Barbar seyn wie er will, in dem Einen Stück hat er vollkommen recht, daß er den Kaffee gerade so bereitet, wie ihn seine Vorfahren getrunken, von denen Kolschitzki, der erste Kaffeesiender Wiens(1683), die Bereitung des edlen Tranks lernte, der leider bei uns in ärgerlicher Weise »fortgeschritten« ist.

Für den Nachmittag verabredeten wir einen Ausflug nach Adakaleh. Zwei Offiziere, welche die Fahrt auf dem Dampfer mitgemacht und den Tag über zu Orsova bleiben mußten, halfen uns, nämlich dem jungen Bojaren aus Kragujewatz und mir, über die Schwierigkeiten hinweg, denen in jetziger Zeit ein solcher Wunsch begegnet. »Wenn Sie mit den Herren Offizieren hinüber fahren,« sagte der Major Imbresewitsch, »so kann ich's gelten lassen. Sonst ginge es s wahrhaftig nicht an.« Ich habe schon erwähnt, daß der Major der leutseligste und menschenfreundlichste Offizier ist, der jemals, von

strengen Verhaltensvorschriften gebunden, einen schwierigen Grenzposten befehligte. Er hat unter andern auch einem reisenden Berichterstatter der Allg. Zeitung in schlimmer Bedrängniß seine wohlwollende Gesinnung bethätigt, wofür dieser gebührendermaßen seinen Dank im genannten Blatt öffentlich ausgesprochen. Ich will mit dieser Andeutung nur sagen, daß die Schwierigkeiten jedenfalls ernstlicher Art seyn mußten, weil der Postencommandant von Orsova nicht der Mann ist, seine Vorschriften strenger auszulegen, als sie gemeint sind, sondern sich stets bemüht, ihnen die mildeste Deutung abzugewinnen. Der Erlaubnißschein ward für vier Reisende und zwei Schiffleute ausgestellt. Die Güte des Herrn Lazarich verschaffte uns das Fahrzeug, das eben nur von der Agentie gegeben werden kann.

Nachdem wir das Gastmahl unserer Frau Wirthin glücklich überstanden, schifften wir uns unter den Augen und Bärten der Grenzwache ein. Eine herrliche Fahrt am hellen Septembernachmittag auf dem breiten Strom zwischen den steilen Waldbergen, zur linken das Csernathal, vor uns die Insel mit den weißen Gebäuden Neu-Orsovas und den grünen Bäumen, anmuthig anzuschauen, wie jeder Ort, welchen Türken bewohnen. Der Türke war immerdar und ist ein Liebhaber von Bäumen und Gesträuchen, und wird dadurch zum schätzbaren Landschaftsgärtner, ohne daß er's selber weiß. Die Donau erscheint — wie bereits gesagt — unter

Orsova von sehr bedeutender Breite, weil sie vor der Insel sich in zwei Arme theilt. Auf der rechten Seite am Serbengestade steht man am steilen Abhang eine weiße Burg, wirklich so blank, als je das serbische Lied ein Gemäuer besang. Auf der stillen Fluth hingleitend, fiel mir jener walachische Räuber wieder ein, der keinen höheren Wunsch kannte wie den, seine alten Tage als Befehlshaber von Neu-Orsova zu beschließen. Ich habe euch vor ungefähr einem Jahr in diesen Blättern seine Geschichte erzählt. Der liebe Mann hatte gar keinen üblen Geschmack. Die Veste besitzt bei dem jetzigen Stande der Geschützkunst keine strategische Bedeutung mehr, und wenn sie nicht durch Brief und Siegel dem Verfall anheimgegeben wäre, so würde schon die gesunde Vernunft den Großtürken abhalten müssen, auch nur einen Heller an die Bollwerke zu wenden, es müßte denn seyn, daß der Kaiser ihm die Berge am linken Ufer einräumte, um dort ein Arab-Tabieh oder etwas dergleichen von einem Trutz-kaiser zu bauen, welches Ansinnen vermuthlich nie gemacht werden dürfte, selbst wenn die Fürstenthümer russisch würden, wogegen bekanntlich ebenfalls schon gesorgt ist, wenn schon nicht durch persisches Pulver.

Doch wie fallen mir nur Pulver und Blei ein beim Anblick der Wälle, welche schon durch ihr Aussehen, sobald wir näher kommen, Gedanken an Strick und Galgen erwecken, bevor wir von den Insassen dieser

Räuberhöhle nur eine Nasenspitze gesehen! So lieblich und lockend die Insel von weitem sich ausnimmt, so widerwärtig wird sie in der Nähe. Von weitem ist ihr Anblick das Ebenbild einer Bekanntschaft mit einer hübschen jungen Frau in großer Gesellschaft; in der Nähe betrachtet macht sie ungefähr den Eindruck, als ob wir dieselbe schöne Dame aus dem gashellen Salon in einer verwahrlosten Häuslichkeit überraschten, umschlortert von einem zerrissenen Nachtgewand, unter welchem unsaubere Leibwäsche zum Vorschein kommt. Von den Kindern dieser Weltdame von falschem Glanze wird gleich die Rede seyn.

Unser Schiffchen legte beim öden Gestade an. Die Bastei vor uns zeigte eine klaffende Wunde, doch war es augenscheinlich nur die Zeit, welche hier den Wallbruch nicht etwa geschossen, sondern mit langsamen Zähnen genagt hatte, so wie sie immer noch ganz behaglich an dem Schmause zehrt. Aus dem verfallenden Gemäuer kroch eine abenteuerliche Gestalt, eher einem furchtsamen Dieb und Landstreicher vergleichbar als einem Räuber, als welchen ihn doch die rostige Waffe an der Hüfte, so wie sein Aufenthalt in der verfallenden Veste zu kennzeichnen schien. Besagte Waffe des braunen Gesellen, ein kurzer gerader Säbel, schlotterte in einem Wehrgehäng von ehemals weiß angestrichenem Leder, dessen Ränder jetzt Einschnitte und Unebenheiten zeigten, wie sie einer Bergkette am fernen Gesichtskreise

sehr wohl angestanden wären. Diese abenteuerliche Gestalt gehörte einem kaiserlich osmanischen Topschi in wirklichem Dienst an, einem Mitgliede der Bedienungsmannschaft jener Geschütze, welche durch ihr Knallen das Bairamfest feierten. Billigerweise muß man übrigens zugestehen, daß Stücke, welche gleich denen von Adakaleh nur noch zum Knallen taugen und auch keine andere Bestimmung haben, mit solcher Bedienung hinlänglich versorgt seyn dürften. Der türkische Schmutzfinke verstand sechs oder sieben romanische Worte, im übrigen errieth er unsere Wünsche und erklärte sich bereit, uns einen Susbaschi (Hauptmann) aufzutreiben, welcher der Landessprache mächtig sey. Wir folgten ihm über die Trümmer der Verschanzung. Dort begrüßte uns ein ödes Gebäude, dessen Stockwerk die Fenster nach außen öffnet, während das Erdgeschoß — wie wir nicht etwa sahen, sondern wissen — sein Licht nur vom Hofe aus empfängt. Das Gebäude von geringem Umfange und armseliger Beschaffenheit ist der Palast des Befehlshabers; ein halbwegs anständiger Gärtner in Deutschland wäre mit einer solchen Behausung schwerlich zufrieden, worin der türkische Kaiman (Oberstlieutenant) sich ganz behaglich fühlt und als Paschah geberdet. Vor dem Gebäude hielt ein Knirps von koboldartigem Aussehen Wache, wie es schien; wenigstens ging er gemessenen Schrittes auf einer kleinen Strecke auf und ab, was bekanntlich ein Türke nie

zum Vergnügen thut. Seine Bewaffnung bestand aus dem Seitengewehr und einem langen, scharfgeladenen — Tschibuk, aus welchem er von Zeit zu Zeit einen Mund — voll Rauch trank. Das Trinken des Tabakrauchs ist beim Ostländer nicht, wie bei den schwarzwälder Bauern, bloß bildlich zu verstehen, denn er schluckt den Rauch wirklich hinunter und läßt ihn erst nach einer geraumen Weile aus der Tiefe wieder emporsteigen, aus welchem Verfahren sich die überaus langsame Art seines Schmauchens erklärt. Er holt, gerade wie wir, einen frischen Zug, nachdem er den vorigen entlassen; da wir jedoch den Rauch nur in den Mund nehmen und höchstens etwa durch die Nase blasen, so folgt daraus, daß unsere Pausen bedeutend kürzer ausfallen müssen.

Unser Führer wechselte mit dem wachhaltenden Tschibukschi einige Worte, hieß uns dann warten und kam nach kurzer Abwesenheit mit einem kleinen, schiefgewickelten Mann in blauem Waffenrock und weißen (?!) Hosen zurück. Der Begleiter sah ungefähr eben so anständig aus, wie unser Topschi. Wir hielten ihn für einen verkümmerten Schulmeister, es war aber der verheißene Susbaschi. Der Herr von Karalambo begann die Unterhaltung mit ihm, und es zeigte sich, daß der Türke die Sprache des Romanenlandes ganz gut verstand und nicht gar zu übel sprach. Er führte uns an der südlichen Ringmauer hin längs des Strandes. In der seichten Fluth stand, mit dem Säubern schmutziger

Wäsche beschäftigt, eine Türkin mit einem kleinen Mädchen, bis über die Höhe der Kniee aufgeschürzt. Bei unserer Annäherung zog sie die Kopfbedeckung nach vorwärts und wandte das Gesicht dem serbischen Gestade zu, ohne sich im übrigen stören zu lassen. Das Kind glotzte aus weit aufgerissenen Augen die fremden Gestalten an. Im Winkel bei einem vorspringenden Bollwerke lagerte ein Haufe von Leuten, die ich anfangs für Zigeuner hielt: Baschibozuks waren es, leibhaftige Türkenfreischärler. Ich für mein Theil hatte bisher noch keine andern Freischärler gesehen, als großherzoglich badische und königlich bayerische, und meinte damit den Inbegriff von ruppigen, struppigen Staudenhechten in höchster Vollendung kennen gelernt zu haben. Fehlgeschossen! Der verkommenste Trunkenbold aus der weinseligen Pfalz, der niederzünftigste Schnapsloddel aus dem Mannheimer Neckarschlamm, sie waren in ihrem bewaffneten Aufzug noch wahre mousquetaires du roi gegen diese türkischen Freiwilligen. Es läßt sich freilich an den Fingern abzählen, daß der türkische Feldherr nicht eben die besten aus dem Schwarm ausgesucht haben wird, um sie auf einen Posten zu stellen, wo sie nicht sowohl Streiter als Gefangene spielen.

Ich bemerkte unter dem Häuflein einige alte Leute von wenigstens 65 Wintern und junge Bürschlein von höchstens 15 Lenzen. Bewaffnet waren sie allesammt mit

Pistolen, Handschars und Yatagans, von denen gespickt ihre Gürtel starrten. Ihr Gewand hatte ein entschieden asiatisches Gepräge, wodurch natürlich die schmierige Lumpenhaftigkeit für mein Auge um so abschreckender ward, weil ich bisher morgenländische Trachten nur in prächtigen Stoffen und in phantastischem Aufputz gesehen, so daß ich, wie die große Masse der Abendländer überhaupt, aller noch so wohlverstandenen Belehrung zum Trotz immer noch in den entlegenen Winkeln der Einbildungskraft einige Orientalen aus Scheherezades Märchenwelt und aus der Oper aufbewahrt halte. Diese Glanze und Prachttürken sind jetzt unwiderbringlich hin; die Baschibozuks haben sie vollends umgebracht, und selbst an nur *anständige* Türken würde ich nicht mehr glauben, wären nicht Hassan aus der Stella und sonst noch ein Handelsmann, von welchem gleich die Rede seyn wird.

Das Gesicht, welches mir unter den verlorenen Söhnen am meisten und am dauerndsten auffiel, hatte trotz der morgenländischen Verkleidung einen entschieden europäischen Zuschnitt und eine durchaus westländische Hautfarbe. Dieses langgezogene, blatternarbige, übernächtige Antlitz von liederlichem Ausdruck, mit der Kohlengluth aller niedrigen Leidenschaften in den verglimmenden Augen, mit der kränkelnden Lüsterheit lasterhafter Verworfenheit in den Winkeln der welken Lippen, auf welchen ein Lächeln zuckenden Hohnes

unablässig wetterleuchtet, es gehört einem jener Unglückseligen, die sich zu Greifen gemacht, bevor sie nur recht zu Jünglingen geworden, und die, nachdem sie zur Erkenntniß gelangt, um welchen Spottpreis sie das beste Stück vom Erdenleben verschleudert, sich mit einer Axt von Wuth auf die Nachlese werfen. Ich habe dasselbe Gesicht schon oft begegnet; in den größten wie in den kleinsten Städten; man sieht es zu Paris in der Maison d'or, wie in der letzten Schenke, zu Wien im feinsten Kaffeehaus, wie auf der Kegelbahn im Wurstlprater, und auch ihr habt oft die Augen von der widerwärtigen Erscheinung abgewendet, wenn ihr sie zwischen Tag und Licht an Häusern oder Zäunen hinstreichen saht. Der blatternarbige Baschibozuk mit dem bekannten Gattungstempel ist in der That, wie ich auf Befragen erfuhr, kein Türke von Ursprung, sondern ein Pole von geringer Herkunft. Er hatte den Beruf eines Lakaien erkoren, um so wenig als möglich zu arbeiten. Schlechte Streiche brachten ihn in mancherlei Verdrießlichkeiten, und vermuthlich würde seine Laufbahn im Zuchthaus ihr Ziel gefunden haben, hätte ihn nicht die politische Brandung nach Ungarn und in die Türkei geworfen. Jetzt spielt er (natürlich) den kleinen Kosziusko, und hielt sich um dieser Rolle willen für verpflichtet, die Uniform der kaiserlichen Offiziere fortwährend zum Gegenstande giftiger Blicke zu machen, während seine Gesellen, die uns mit ihm »zur Stadt« — folgten, gerade nur ihrer

Neugier genug thaten und sich an der kleinen Unterbrechung in der Eintönigkeit ihres Daseyns harmlos zu erfreuen schienen.

So hielten wir denn mit einem zwar nicht stattlichen, aber doch zahlreichen Geleit unsern Einzug durch das stockfinstere, gewundene Thor der eigentlichen Festung. Um zu glauben, wie ein solches Nest aussieht, muß man selber mit leibhaftigen Augen es gesehen haben. Die Stadt besteht aus hölzernen Buden, von deren Innerem man nichts zu sehen bekommt; in der offenen Vorlaube eines jeden dieser Häuser treiben Männer ihr Geschäft oder ihr müßiges Wesen. Die ungepflasterten Gassen passen zu den sogenannten Häusern, wie diese zu der vorgeblichen Stadt; man wundert sich nur, daß nicht die Lämmer von Alt-Orsova sich darin herumsielen. Wir schlugen unser Standlager an einer Straßenecke beim Großhändler dieser Türkenstadt, nämlich wohlverstanden *vor* seinem Hause auf. Sein Laden, verhältnißmäßig geräumig und hell mit seinen zwei offenen Flanken, bestand aus einer Bühne von Tischhöhe, mit Matten belegt, wo zwischen gläsernen Büchsen mit Kaffeebohnen, Zuckerwerk und dergleichen Herrlichkeiten und zwischen anderweitigen Seilschaften der Herrscherr auf gekreuzten Beinen hockte, während sein Gehilfe barfüßig im Hintergrunde der Winke harrete, die ihm der Gebieter zuweilen gab, wenn eine Kundschaft zu bedienen war, denn der wohlgenährte

Mann im Festtagsputz rührte sich nicht vom Flecke. Wir handelten ein paar Kleinigkeiten sein, wie türkische Pfeifenköpfe (aus österreichischen Fabriken), Pfeifenrohre (ebenfalls aus Oesterreich), einiges Zuckerwerk und ein paar Hände voll Tabak, welcher letztere wirklich ein türkischer war, und von dem wir gern einen Vorrath mitgenommen hätten, wären nicht beim k. k. Grenzamt außer dem hohen Zoll, welchen man sich etwa noch gefallen ließe, die vielen zeitraubenden Umständlichkeiten und endlosen Schreibereien. Ein Pfund Tabak, zu Adakaleh selbst für den Fremdling spottbillig zu haben, kostet an Zoll drei Gulden C. M., und man vertrödelt wenigstens zwei Stunden, bis die Angelegenheit mit der Finanzwache gerichtet und geschlichtet ist und man seine Ausweise in Händen hat als Freibrief gegen die Schmuggelstrafe, welche für das Loth die Kleinigkeit von zwei Gulden beträgt; womit ich übrigens nicht gesagt haben will, daß der viele türkische Tabak, welcher im Grenzlande geraucht wird, sammt und sonders richtig verzollt sey.

Unser Ali, oder wie er sonst heißen mochte, hatte auch eine recht hübsche Auswahl von türkischen Tuchkappen (Fez) mit Seidenquasten; da aber dergleichen Kappen nicht wie der Madeirawein durch weite Reisen besser, sondern höchstens theurer werden, so thut der Reisende gut, die orientalischen Kappen für seine westlichen Freunde an der Quelle mitzunehmen, oder wenigstens aus

der Hand des ersten Beförderers. Von Wien selbst werden sie in großen Massen die Donau hinabgeschickt. Die Kappen von runder anschmiegender Form, wie sie ehemals vielfach vorkamen, sieht man gar nicht mehr, wenn nicht etwa die Hellenen sie noch tragen. Diese runden Fez gingen in früheren Jahren vorzugsweise von Nürnberg über Venedig nach der Levante. Der selige Herr Bestelmaier soll seiner Zeit mehr daran verdient haben, als später ganz Bayern mit seinen levantinischen Geschäften.

Aus der Kaffeebude ließen wir uns schwarzes Wasser holen. Der Kaffeeschenke kauert den lieben langen Tag bei seinem Handwerkszeug, der Röstpfanne und dem Wasserkessel, auf der Straße vor seiner Bude, um Schale für Schale des Trankes zu bereiten, wie er begehrt wird. Die Bohnen werden erst in verkleinertem Zustande geröstet, und zwar immer unmittelbar vor dem Aufguß, welchem demnach eine Menge von Würze zu gute kommt, die sich bei unserer Verfahrungsweise als Wohlgeruch der Luft mittheilt. Ich habe nie besseren Kaffee getrunken, als dieses türkische Gebräu, und beim Genuß den Vorsatz gefaßt, mir zu Hause täglich nach dem Mittagessen eine ähnliche Ergötzlichkeit zu verschaffen, wenn — was noch sehr in Frage steht — mein Einfluß als Paterfamilias stark genug seyn sollte, Vorurtheil und Begriffsstutzigkeit der Küchenpartei zu überwinden. Ich habe es zwar seit beinahe zwanzig

Jahren dahin gebracht, daß man mir keinen verfälschten Kaffee mehr vorsetzt, — um den Preis eines zertrümmerten Kaffeegeschirres, eines aufzuputzenden Zimmerbodens und eines häuslichen Regenwetters, — aber von Beseitigung der Cichorie zum Rösten im kleinen, und zwar *nach* dem Stoßen (oder Mahlen), ist ein Sprung wie vom Himmel in die Hölle, und überall werden die Weiber sich dagegen sträuben, als wollte man sie bei den Füßen nehmen und auf den Kopf stellen.

Den Kaffee, womit wir uns und den Susbaschi gelabt, vergalten wir »mit Großmuth« durch einen Silberzehner; zweifelsohne hat der Kaffeeschenke dem Topschi dafür noch etwas verabreichen müssen. Während wir unserer Kurzweil in der genannten Weise pflegten und uns von weitem die Moskeh betrachteten, blieben wir unaufhörlich von den Baschibozuks umgeben und wurden dabei tapfer von dem giftigen Polaken, der zum Glücke kein Basilisk war, mit Blicken beschossen. Er nahm sogar einmal den Anlauf, um, mit einem Weißrock in unangenehme Berührung zu kommen; aber die kaltblütige Ruhe des Mannes im weißen Tuch und ein einziges, aber bezeichnendes Wort aus dem Munde eines dritten scheuchte ihn zurück, bevor er für sich selber die größte Verdrießlichkeit bereitet hatte. Ob er nachträglich ganz und gar' ohne eine Ermahnung von ungebrannter Asche weggekommen, weiß ich nicht, doch steht bei der türkischen Fahrlässigkeit wohl zu vermuthen, daß ihm

nichts weiter geschehen. Gewiß ist nur, daß er nach dem erwähnten Worte verschwand, während wir selbst den Rückweg durch das nördliche Festungsthor antraten. Die Moskeh zu betreten, lehnten wir ab, obschon man uns sagte, daß die Aufklärung der Osmanen bereits hinlänglich fortgeschritten sey, um uns die Stiefeln an den Füßen zu lassen.

Auf dem Wall sah ich einen Posten ablösen. Die Besatzung besteht in ihrem regelmäßigen Theil aus Redifs, Landwehrmännern, in kurzen Wämsern von blauem Tuch und leinenen Hosen. Ein Landwehrmann mit rostiger Muskete und aufgefanztem Bayonet, das so blank war wie ein Karfunkel aus dem Ofenloch, hatte seine Stunde als Wächter ausgestanden, Hund sofort kam ein Kamerad zur Ablösung, mutterseelenallein, bewaffnet mit einem Tschibuk, welchen er dem Posten in die Hand gab, während er diesem die Patrontasche und das Gewehr abnahm, worauf sie ganz gemüthlich schieden, der eine gehend, der andere seine Wartezeit antretend.

Vor dem Thore gelangten wir auf einen leidlich geräumigen Wasen, umgeben von Zelten, dem Lager der Redifs, von welchen eben eine Abtheilung in Reihe und Glied einer Uebung oblag, aber nur einer geistlichen. Das Antlitz gegen Mekka gewendet, machten die Leute allerlei seltsame Verbeugungen, Gott und dem Propheten zu Ehren. Wir warfen einen flüchtigen Blick vorübergehend in die Zelte, und wurden durch die

Wahrnehmung zweier Sinne zu der Beobachtung geführt, daß der türkische Soldat ungefähr so wohnt wie das liebe Thier, dessen Fleisch zu genießen ihm sein Gesetz verwehrt. Bei diesem Marsfelde waren vier Geschütze aufgefahen, welche an selbigem Tage ihren Schlüsselbüchsendienst versahen. Es wird zu sagen schier unnöthig seyn, daß sie aus den Tagen stammen, in welchen die große Kaiserin Maria Theresia noch eine junge Erzherzogin war. Die Topschis feuerten eben einen von ihren Grußschüssen los, ohne sich dabei einer besondern Ungeschicklichkeit schuldig zu machen.

Unsere zwei militärischen Führer geleiteten und über die Schanzen zum Strande an den Kahn. Dem Susbaschi drückten wir einen Gulden in die schmierige Pfote, obschon wir recht gut wußten, daß er mit dem Zehnkreuzerschein zufrieden gewesen wäre, welchen der Topschi erhielt. Backschisch (Trinkgeld) nimmt ein türkischer Offizier so unbefangen aus wildfremden Händen, wie wir eine Cigarre vom besten Freunde. Ich bin neugierig, ob die nahe Berührung mit den Franzosen und Engländern nicht dazu führen wird, wenigstens die Anfangsgründe der Begriffe von Ehrenhaftigkeit in das türkische Heer zu bringen, was doch um so eher möglich wäre, als nicht nur eine Menge von Offizieren, sondern sogar Omer Paschah selbst eine europäisch militärische Erziehung mitgebracht haben, wie ja auch junge Türken zuweilen sich derlei aus dem Abendlande holen.

(Natürlich rede ich nicht von den Zwischenstücken, wie neulich eines in der »Hauptstadt der Intelligenz« vorfiel, wo junge Türken statt europäischer Bildung morgenländische Prügel erhielten.) Wir ließen uns gleich bei der Insel an's Ufer setzen, wo die Heerstraße nach Turnu-Severin am Fuße der Berge sich hinzieht, da wir keine Lust verspürten, von Menschenkräften am Gestade hin gezogen gegen den Strom zu fahren. Es war nicht gar so heiß mehr, daß wie das Stündchen Weges nicht mit Vergnügen hätten durchwandern mögen, und zugleich konnten wir, da wir uns einmal jenseits der Grenzhut an der Csernabrücke befanden, die Gelegenheit benutzen, auf dem sogenannten neutralen Gebiet das gemauerte Grabloch aufzusuchen, aus welchem am 8. September 1853 die verborgenen Kleinodien des heiligen Stephan wieder zum Lichte des Tages gefördert wurden.

Noch einen Blick auf Adakaleh, die für unser Auge jetzt wieder die graue Insel mit der weißen Moskeh geworden. Vergessen wir das schmierige ekelhafte »Getürk,« den Abschaum einer Nation, für welche jetzt entweder ein Morgenroth der Gesittung oder eine Götterdämmerung des Verschwindens angebrochen ist, so daß in jedem Falle das Alttürkenthum, welchem Mahmud durch die grausame, aber wohlangebrachte Janitscharenmetzelei vor beinahe einem Menschenalter den Herzstoß gegeben, jetzt seinem letzten Ziele nahe steht. Und was die Insel betrifft, so wird sie vermuthlich

in wenigen Jahren eben so wenig mehr türkisch und eine Veste seyn, als Orsova ein Grenzamt — wenigstens in Bezug auf das linke Donauufer — und ich gedenke dann den schwarzgelben Schlagbaum zu Sulineh aufzusuchen.

Unmittelbar unter Alt-Orsova und eine Strecke oberhalb der Insel Neuorsova öffnet sich ein breites Thal, dessen Sohle eine geraume Strecke weit landeinwärts auf scheinbar ganz ebener Fläche fruchtbare Gefilde zeigt. Die Cserna (das schwarze Wasser oder der Schwarzbach zu übersetzen) kommt dort von den gewaltigen Bergen herab, an deren gen Mitternacht gewendeter Wasserscheide die Temes (sprich: Temesch) durch das Thal von Szlatina (sprich: Slatina) den Lauf nimmt. Berge von eigenthümlich scharfkantigem Bau fassen das Thal ein. Zwischen der Grenzhut auf der Csernabrücke und dem Cordonposten bei der walachischen Grenze befindet sich ein Gebiet, welches als neutrales bezeichnet wird und wo keine Häuser stehen dürfen. Dort hatte Kossuth im Spätsommer 1849 vor seinem Uebertritt auf das türkische Gebiet sich den Platz erkoren, um die ungarische Krone mit den andern Kleinodien im Schooße der Erde zu verwahren, da er, wie türkischer Seite ihm rundheraus erklärt worden, zwar für sein Leben und Eigenthum freies Geleit zu erwarten hatte, doch nicht für Dinge, welche ihm persönlich unmöglich zugehören konnten und auf den ersten Blick ohne weiteres als Staatsgut zu erkennen waren. Er bewerkstelligte die

Versenkung der Kiste mit der meisterhaftesten Schlaueit und unter Beihilfe blindlings ergebener Helfershelfer mit solchem Erfolg, daß die allgemeine Meinung dahin ging, er habe die Krone eingeschmolzen und die andern Kleinodien, nachdem er edle Steine und Metall weggenommen, vernichtet, um wenigstens keinem andern zu lassen, was er selbst nicht zu behaupten vermochte.

Diese Voraussetzung war irrig; Kossuth kennt das menschliche Herz hinlänglich, um zu wissen, daß wenigstens ein Menschenalter vergehen muß, bevor der zum Bürger des großen Kaiserstaates gewordene Magyar den geschichtlichen Standpunkt für die altehrwürdige Krone gewonnen haben wird. Zudem war in den Tagen, in welchen dieser eine Zeit lang so siegreich gewesene Hochverräther den Schauplatz seiner Ränke floh, in amtlichen Kreisen noch gar kein Vorbote des großen Gedankens laut geworden, den als der Erste auszusprechen und selber auch auszuführen dem jungen Kaiser vorbehalten war. An die bevorstehende Einheit des Kaiserstaates vom Inn bis zum Dniester dachte Kossuth so wenig, als etwa an des Himmels Einsturz, und um so eher durfte er sich mit der frevelhaften Hoffnung schmeicheln, sein heilloses Werk von neuem zu beginnen. Den uralten Trennungsgelüsten von Oesterreich waren einmal wieder Stamm und Aeste abgehauen, aber die Wurzel stack noch triebfähig im

Boden und ist seitdem erst durch Franz Joseph ausgerodet worden, welchen jetzt die türkisch russischen Wirren zum volksthümlichsten Monarchen in ganz Deutschland und Frankreich gemacht haben, nachdem er früher sich nicht überall jenseits der schwarzelben Mauthschracken der vollen Anerkennung erfreut hat, die sein unerschütterlicher Muth und sein durchdringender Verstand verdienen.

Kossuth also rechnete darauf, im Verlaufe der Zeiten bei einer neuen Schilderhebung einen mächtigen Bundesgenossen im Besitze der Krone zu finden, sogar dann, wenn erst nach Jahrzehnten an seiner Statt ein Erde seiner Anschauungen und Ränke den Boden Pannoniens beträte. Für eine solche Zukunft stand trotz der mangelnden Krone für den rechtmäßigen Herrscher nichts mehr zu fürchten, aber für die ersten Jahre schien der Regierung ihr Besitz nicht unerheblich, obschon die Rundreise des Kaisers durch Ungarn im Jahr 1852 hinlänglich bewiesen hatte, daß die bösen Geister schon ziemlich abgedampft sind. Abgesehen jedoch von aller staatsrechtlichen Bedeutung, mußte auch in hohen Kreisen schmerzlich empfunden werden, daß in der Schatzkammer des Reichs Stücke von so ehrwürdigem Alterthum und so hoher geschichtlicher Bedeutung fehlten. Diese letztere Rücksicht war eine bleibende, für alle künftigen Tage gültige. Man ließ es nicht an Nachforschungen fehlen, deren erstes Ergebnis wohl die

Ueberzeugung seyn mochte, daß die Kleinode nicht vernichtet waren und daß sie nicht über die Grenze geschafft worden. Im übrigen war unmittelbar nichts herauszubekommen, aber mittelbar gelang es. Aus den verschiedenen Verhören, die im Lauf der ersten Jahre mit Angeklagten und Zeugen vor den Kriegsgerichten aller Orten im weiten Reiche vorgenommen worden, war es nach und nach gelungen, Rechenschaft über jeden Tritt und Schritt Kossuths in den Tagen vor seiner Entweichung zu erhalten. Kein Zweifel blieb übrig, daß er in der Nähe von Orsova Maurerei getrieben und eine schwere Kiste in ein Versteck gebracht. Er hatte, um eines Gauners Beginnen gebührender maßen auf Jenisch auszudrücken, seinen Raub »kawwer gelegt.« Wie hernach die Stelle aufgefunden worden, wo der Schatz vergraben lag, hat der Finder vor Jahresfrist öffentlich bekannt gegeben, und wenn er vielleicht einzelne Umstände verschwiegen haben sollte, so bin ich nicht in der Lage, die etwaigen Lücken seines Berichts zu ergänzen. Jedenfalls ist die Angelegenheit mit bewundernswerther Ausdauer und Verschwiegenheit zum Ziel geführt worden, ein Meisterstück von Scharfsinn und Fleiß.

Auf dem Rückweg von Adakaleh bogen wir von der Straße rechts ab in die Kukuruzfelder, um das Kronengrab auszusuchen. Die Stelle war nach der erhaltenen Beschreibung nicht schwer zu finden. Ein

Stückchen weit im Thal drinnen, ziemlich nahe am Berg, welcher die Ecke bildet, erhebt sich zwischen Weidengestrüpp eine Verzäunung von wenigen Ellen Umfang. Man erblickt dort ein regelrecht ausgemauertes Loch. Diese gebrannten Steine sind offenbar von zünftigen Händen gefügt worden. Wer aber Meister und Gesellen des geheimnißvollen Baus waren, ist öffentlich nicht bekannt worden, obschon sonst doch Maurergeheimnisse auszuduften pflegen. Von diesem Grabe umfassen, haben die Kronkleinodien in einer Kiste vier Jahre lang geruht; was nicht Metall und Stein daran, ist trotz der sorgsamten Verpackung durch die Feuchtigkeit erheblich beschädigt worden, und ein nur wenig noch verlängerter Aufenthalt unter der Erde würde zweifelsohne die alten Gewebe dem Verderben unrettbar überantwortet haben.

Die Auferstehung der Krone hat, wie ich ohnehin wußte und nun an Ort und Stelle wiederum vernommen habe, beim gemeinen Mann einen unberechenbar tiefen Eindruck hervorgebracht, selbst in der nächsten Umgegend, wo keine Magyaren wohnen. Auch die Walachen dieses Grenzlandes hatten sich von gelinden Zweifeln gequält gefühlt, ob denn ein Herrscher ohne den Besitz der heiligen Krone wirklich ihr ächter und rechter König sey? Dieser Zweifel, seit dem 8ten September 1853 glücklich beseitigt, war übrigens »nur ein einzelnes Glied der langen Kette von Vorurtheilen, welche erst die

Zeit nach und nach wird beseitigen können und woran die Regierung zu Wien — vernünftigerweise — nur mit Sammthandschuhen rührt. Diesen Vorurtheilen zulieb ist es auch geschehen, daß nicht allein die alten Namen der Kronländer, sondern auch ihre früheren Titel noch beibehalten werden, statt das Reich, wie es der große Gedanke der Einheit in strenger Folgerichtigkeit erheischt hätte, in Verwaltungsbezirke einzutheilen, oder gar diesen Bezirken neue Benennungen beizulegen, die etwa wie in Frankreich ihre Bezeichnungen von Bergen und Flüssen entlehnten. Ich für meine Person liebe aller Orten die stete Beibehaltung von althrwürdigen Namen; in meinem Ohr würde ein Maroskreis oder ein Blocksbergbezirk eben so widerwärtig klingen wie Departement du Bas-Rhein oder dergleichen; aber eben so bin ich gegen die besondern Titel von Landschaften eingenommen, und ich glaube mich dabei auf die in Frankreich gemachten Erfahrungen berufen zu dürfen, um zu erhärten, daß mein Gefühl auf richtigen Grundsätzen beruht. Das französische Volk sagt heute noch, allen amtlichen Vorschriften zum Trotz, Normandie, Bretagne, Provence, Elsaß, Burgund, Lothringen; es fällt aber keiner Seele ein, von Herzogthümern, Landgrafschaften oder dergleichen dabei zu sprechen. In deutschen Ländern finden wir eine ähnliche Erscheinung; so bestehen bis zum heutigen Tag im badischen »Reich« noch Hauenstein, das

Markgräflerland, der Breisgau, das Hanauerland, das Altbadische, die Pfalz, das Buchfinkenland, von welchen allen die Steuerkataster doch nichts mehr erwähnen. In Bayern hat König Ludwig einige volksthümliche Namen wieder hergestellt, nachdem sie Jahrzehnte hindurch aus den amtlichen Verzeichnissen gestrichen gewesen. Auf alle diese Vorgänge gestützt, glaube ich prophezeien zu dürfen, daß — sobald die Zeit einst gekommen, in welcher der majestätische Titel des Kaisers von Oesterreich, zu seines Glanzes vollkommener Entwicklung gediehen, die geringeren Titel durch seine Strahlen vollends zu Asche gebrannt hat — die landschaftlichen Namen der Kronländer auch amtlich fortbestehen dürften. Zweifelsohne werden Nieder- und Oberösterreich sogar auch dann ihre erzherzogliche Auszeichnung behalten, schon darum, weil sie sonst den Namen selbst aufgeben müßten, welcher in weiterem Sinn ja dem ganzen Reich gehört. Die Benennungen Ungarn, Kroatien, Siebenbürgen, Illyrien, Dalmatien, Venedig, Lombardei, Tirol, Steiermark, Salzburg, meinetwegen auch Moldau und Walachei, können dem Gesamtnamen Oesterreich so wenig Eintrag thun, als die Einheit des Königreichs Preußen durch ihr Preußen im Osten, durch Kurmark, Pommern, Westphalen mit Zerstücklung bedroht wird. Vielleicht ist nicht überflüssig hier eigens zu erwähnen, daß dem Königstitel von Ungarn ein Lebensnerv tief durchschnitten ward durch

die Absonderung der ehemals ungarischen Kronländer, die jetzt unmittelbar österreichische geworden, eine Verwandlung, deren ganze Bedeutung erst vollkommen klar wird, wenn man recht genau hinsieht und wahrnimmt, wie die Stockmagyaren noch immer untröstlich darüber sind, während die von magyarischem Druck erlösten Kroaten und — Walachen sie mit täglich steigender Dankbarkeit empfinden.

Kehren wir vom Grabe und der Auferstehung der Krone nach Orsova zurück und in des wackern Herrn Lazarich gastliches Haus, wo ein angenehmer Kreis von lebenswürdigen Frauen und Männern dem Abend nur gar zu flüchtige Schwingen leiht.

Ein Ausflug nach dem Eisernen Thor versteht sich zu Orsova ungefähr von selber, insofern man nicht zufällig ohne den Wirth gerechnet hat. Mein Paß lautete nämlich nur bis Orsova, zum Glück aber ist der Herr Oberstwachmeister, wie schon erwähnt worden, die gute Stunde selbst, und so durfte ich denn als Ungenannter Theil nehmen an einem Erlaubnißschein für drei Personen mit zwei Pferden. Mein freundlicher Führer war Herr Kassian, ein Beamter der Dampfschiffahrtsdirektion zu Wien, welcher sich in besonderer Sendung zeitweilig an der untern Donau aufhält. Ich habe seine schätzbare Bekanntschaft im

Hause des Inspektors gemacht. Kassian ist ein geborener Frankfurter, hat seine Laufbahn bei der rheinischen Dampffahrt begonnen und ist durch den scharfsichtigen Direktor Eriksen vor ein paar Jahren nach Wien berufen worden. Seine Fähigkeiten, durch frühe Erfahrungen gereift, verbunden mit jugendlicher Kraft und dem Feuer des Rheinländers, leisten dem Unternehmen, namentlich auf der östlichen Donautrecke, die ersprießlichsten Dienste. Dieser wohlerfahrene junge Mann von regem Geist war, wie gesagt, mein Geleitmann zu der berühmten und berüchtigten Stelle oberhalb Turnu-Severin, wo die Donau mit Felsen vernagelt ist.

Der Weg ist eine der reizendsten Lustfahrten, die sich denken lassen. Ich rechne dazu nicht den kleinen Umweg auf pfadloser Straße, den wir nach der Stella machen mußten, um den Erlaubnißschein vorschriftsmäßig dem Posten unterzubreiten. Derlei kleine Ungemächlichkeiten würzen das Vergnügen, wenn sie nicht zu arg kommen. Wir fuhren, die Mündung des Thais quer durchschneidend, zu den Waldbergen hin, welche so nahe an's Gestade treten, daß stellenweise kaum für die Heerstraße Raum genug bleibt. Hell schien die Sonne, noch ganz sommerlich warm. Seitwärts am Abhang unter den Waldbüschen bemerkte ich ein paar Feigenbäume. Im Scherz fragte ich, ob sie auch Früchte trügen, und erhielt in allem Ernst den Bescheid, daß dieß wirklich der Fall sey. In jedem nicht ganz entschieden schlechten Jahre

werden vollkommen süße, saftige Feigen an diesen wilden Bäumen reif, so wie sich im Walde hie und da auch wilde Reben finden, welche zuweilen den Jägersmann mit einer genießbaren Traube erquicken.

Bald lag zu unserer Rechten Adakaleh. Die Insel streckt sich ins bedeutender Länge im Strome hin, allerliebste anzuschauen mit ihren vielen Bäumen und dichten Gebüsch. Ich sah im Geiste schon die Zeit vor mir, wo die Moskeh, welche von ihrem Hügel aus das ganze Eiland beherrscht, in einen Gasthof verwandelt seyn und niedliche Landhäuser sich zwischen den grünen Büschen halbversteckt erheben werden; welche Zeit vielleicht nicht gar so weit hinausgerückt seyn dürfte, da sich der Türke vermuthlich nicht sonderlich sperren wird, das Besatzungsrecht einer eben so nutzlosen als unhaltbaren Burg aufzugeben, während der zunehmende Aufschwung der Dampffahrt einen wachsenden Fremdenzug verheißt, an dessen Pfade die Herbergen gleich Pilzen aufschießen werden. Warum sollte dann auf der Donauinsel nicht eben so gut eine Wirthschaft gedeihen, wie sie auf jenem rheinischen Eiland Nonnenwerth gedieh, das zum Leidwesen der gesammten britischen Wanderung seit einigen Jahren sich wiederum klösterlich verschlossen hat? Und warum sollte eine Moskeh sich nicht eben so gut zum Tanzsaal eignen, wie das Refectorium züchtiger Himmelsbräute?

Die Straße führte uns an walachischen Wohnungen

vorüber, elende Nester, die selbst einem süddeutschen Schwein von einiger Erziehung zu schlecht wären. Ein kurmärkischer Kossäthe sogar würde sich wundern, daß menschliche Wesen in solchen Jammerhöhlen athmen können. Aber der Walache athmet nicht bloß im polnischen Element, sondern gedeiht auch darin, wie der Fisch im Wasser. Die wenigen Leute, welche wir zu Gesicht bekamen, sahen allesammt frisch und gesund aus.

Unterhalb der Insel macht der Strom eine Wendung und öffnet sich ein langgestrecktes Thal, das eine weile Fernsicht zwischen seinen steilen Bergwänden gewährt. Ein schräger Streifen über der spiegelglatten Wasserfläche verrieth uns aus der Ferne schon den Beginn der Klippenwelt, welche bei jedem nicht geradezu hohen Wasserstand den Durchgang erschwert oder beziehungsweise sperrt und das Eiserne Thor heißt. Unser Wagen hielt bei der Stromschnelle, wo auf hohem Felsenufer das Gebälk eines Kiosk steht, der im Jahr 1852 für den Kaiser aufgeführt wurde, welchen man damals (vergeblich) erwartete.

Die gefährliche Stelle, wo der Strom wild über die Klippen braust, ist an Umfang nicht sonderlich groß, und schier wandelt uns ein Lächeln des Spottes, aber eines wehmüthigen Spottes darüber an, daß Oesterreich zwar Pulver genug besaß, die Türken von der Leitha bis Belgrad, von Pesth bis Orsova zurückzujagen, aber nicht

nachdrücklichen Willen genug, um ihnen die Vergünstigung abzuzwingen, ein paar Gaben aus des Berthold Schwarz dunkler Küche an die Klippen zu wenden, welche bis jetzt noch den Handelsweg nach Konstantinopel den größten Theil des Jahres hindurch sperren. Doch auch dieses Elend wird nun bald den überwundenen Erinnerungen angehören. Der thatkräftige Feldzeugmeister Heß hat dem Kaiser einen Plan zur Sprengung des Eisernen Thores vorgelegt, und zur Stunde, in welcher ich diese Zeilen niederschreibe, arbeiten vermuthlich schon rüstige Hände am großen Werk. Doch war noch keine Rede von diesem raschen Entschlusse an jenem schönen Herbsttag (5. September), an welchem ich mit dem kundigen Begleiter die Stromschnelle besuchte, deren malerischer Reiz durch die Sprengung einer Durchfahrt gewiß nichts verlieren wird. Damals lagen zu Turnu-Severin 120,000 Centner Frucht verladen in Schleppkähnen und harrten viel bedeutendere Massen an der untern Donau einer Beförderung, die sich wohl noch lange verzögern wird, während bei uns, Gott sey es geklagt! das Brod immer mehr einschrumpft. Nicht minder lagen am selbigen Tage zu Orsova einige k. k. Kriegsschiffe mit Zeug und Schießbedarf für das Heer. Die Last mußte ausgeladen werden und die erleichterten Schiffe sind einige Tage später nach Turnu-Severin abgegangen, tun dort ihre Fracht wieder einzunehmen, wodurch viele Zeit verloren gegangen ist. Die

Beförderung von Reisenden wurde in ähnlicher Weise bewerkstelligt, zu Berg auf Wagen, zu Thal auf Barken, aber bei Getreideladungen ist ein solches Verfahren der Kostspieligkeit halber rein unmöglich.

Das Eiserne Thor ist im Februar 1854 zum erstenmal bei einem Wasserstande von nur 8 Schuh 6 Zoll durch Dampfer befahren worden, was das Aeüßerste wozu ein muthiger und geschickter Kapitän sich entschließen kann, ohne sein Schiff dem sichern Verderben preiszugeben. Herr Kassian hatte, um auf seine eigene Verantwortung und Gefahr den gewagten Versuch zu unternehmen, sich natürlich einen der erfahrensten unter den tüchtigen Kapitänen der Gesellschaft herausgesucht. Das Wagestück ist glücklich abgelaufen, man kann seitdem bei solchem Wasserstande fahren und thut es auch, aber selbst diesem bescheidenen Anspruch will der Strom einen sehr großen Theil des Jahres über nicht Genüge leisten, und es ist wirklich die höchste Zeit, eine Durchfahrt auszutiefen, welche das Eiserne Thor wenigstens mit den übrigen Stromstrecken auf gleichem Fuße der Fahrbarkeit erhalte. Ohnehin bleibt auch sonst noch mancherlei für die Verbindung auf der Wogenstraße zu thun, welche z. B. zwischen Semlin und Orsova vielen Störungen unterworfen ist, sobald das Wasser nur ein wenig unter den mittleren Stand zurückgeht. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit gewissen Stellen zwischen Wien und Pesth, wo die romantische Donau oft

zu einem von jenen Romanen wird, welche mit wenig Stoff eine große Oberfläche füllen müssen, was allemal auf Kosten der Tiefe geschieht.

Nicht ohne innerliche Zerknirschung schielte ich rechts nach Adakaleh hinüber, wo ich in meinem Herzen mich Tags zuvor über das faule und dumme »Getürk'« lustig gemacht; war mir doch just, als kauerte solch ein Muselman zu Neuorsova auf der Schanze und brummte, mit der Bernsteinspitze seines Tschibuks auf uns deutend: »Ihr wollt die Träger der westlichen Bildung nach dem Osten seyn, ihr nennt die Donau eures künftigen Welthandels große Schlagader, und dennoch laßt ihr seit so vielen Jahrzehnten euch die Schranke gefallen, welche euch, den stolzen Argonauten, ein paar Säcke Brodfrucht vorenthält, wonach bei euch zu Hause das Volk schmachtet! Schaut doch einmal hinüber an's rechte Ufer! Dort, wo Weidenbüsche auf dem langgedehnt am Gestade sich hinziehenden Vorsprunge grünen; hatte Trajanus, der Imperator, ein fahrbares Rinnsal ausgegraben und mit den nöthigen Schleußenwerken versehen. Trajan hatte kein Pulver unter den Händen, aber ein Körnlein Salz im Kopfe; aber ihr — —?« — Ich wußte damals keine andere Antwort auf die verfängliche Frage, als unbestimmte Hindeutungen auf eine wahrscheinlich nicht allzuferne Zukunft; aber heute steht's mit dem Bescheid schon besser, und im nächsten Frühjahr werden wir nicht nöthig haben, unser Brod in

Turnu-Severin liegen zu lassen, bis die Thränen der Armuth das Wasser schwellen helfen, und unsere eisernen Knödel für die Kosaken von Orsova auf der Achse zu befördern. Der tapfere Heß hat es übernommen, das Eiserne Thor zu sprengen; — das Eiserne Thor ist gesprengt!

Für den nächsten Tag hatte ich einen Ausflug nach den Herculesbädern von Mehadia vor und wollte mithin bei Zeiten aufstehen. Noch früher als ich war, der Hausknecht. Mit liebenswürdigem Ungestüm verlangte und erzwang er das Durchzugsrecht durch das erste Gemach, worin eine Frau aus Karansebes mit einem kleinen Mädchen für die Nacht Unterkunft gefunden. Mit demselben Ungestüm polterte er an meiner Thüre. »Was gibt's?« — »Hausknecht, will Stiebel.« — »Habe ich dem Schlingel nicht gestern gesagt, daß ich zwei Paar Stiefel besitze?« — »Will ich anderes Paar.« — »Geh' zum Teufel!« — »Hernach,« erst Stiebel putzen.« — Was war zu machen? Nichts, als dem Zudringlichen die verlangten Stücke mehr oder weniger an den Kopf zu werfen, in die Kleider zu fahren und zur Gaststube abzufahren, um der Nachbarin keine ferneren Störungen zu bereiten. Ich fand bereits Gesellschaft; ausdrückvolle, wenn auch nicht reizende Raizengesichter, Kaufleuten angehörig, die auf Wasser warteten, zu welchem das

schöne Wetter übrigens keine Hoffnung gewährte. Die schwarz gebeizten Herren fluchten nicht übel über den klaren blauen Septemberhimmel mit dem goldenen Sonnenschein, der mir doch gar so wohl gefiel. Mit dem Wetter kanns unser Herrgott nicht allen Leuten recht machen, so lange er sich nicht dazu bequemt, Sonnenschein und Regen nicht nur der Zeit, sondern auch dem Raume nach auf Bestellung zu liefern. Ich fürchte sehr, daß er sich nicht dazu herbeilassen wird.

Der bestellte Wagen fuhr vor, ein walachisches Fuhrwerk, auf den Achsen befestigt, aber in seiner Art hübsch genug, mit zwei winzigen muntern Pferden bespannt. Auf gutem Wege, wie wir ihn vor uns hatten, ist ein solches Fuhrwerk jedem andern vorzuziehen, besonders mit einem verhältnißmäßig wirklich ausgezeichneten Gespann, wie es an unserer Deichsel trabe. Mein Automedon war kein Landeskind der k. k. Militärgrenze, sondern ein Wiener, aufgeweckten Sinnes, gesprächig und ortskundig. Der Mann scheint im Leben schon mancherlei durchgemacht zu haben. Ein gelernter Kellner hatte er als Unterpächter die Wirthschaft aus einem Dampfer übernommen, dabei ein Weinlager in Orsova aufgehäuft und sich später mit der Direktion vertragen. Da sein kleines Vermögen in besagtem Weinlager steckte, das im Großen und Ganzen sich nicht verwerthen ließ, so errichtete er zu Orsova eine kleine Speisewirthschaft, deren Betrieb er jetzt an einen Pächter

abgegeben hat, welcher den Wein von ihm bezieht, während er selbst sich mit Fuhrwerk und gelegentlicher Roßtäuscherei abgibt. Die deutsche Sprache sagt mit gutem Vorbedacht Roßtäuscher, wenn es auch nicht die Pferde sind, welche getäuscht werden, da man sie ja nur tauschen will, die unschuldigen Thiere.

Die Heerstraße, welche durch das Csernathal zieht, ist trefflich gehalten, wie überhaupt alle öffentlichen Anstalten der Militärgrenze. Für derlei Dinge gibt es gar nichts so vorzügliches, als eine Soldatenverwaltung; das haben die alten Römer schon bewiesen. Die Steigung des Bodens im breiten fruchtbaren Thal, zwischen den auffallend steilen Bergen ist im Anfang so allmählig, daß man beinahe auf einer Ebene hinzurollen glaubt. An den Abhängen zeigen sich seltene und nur sehr schmale Schluchten; dieß ist eine der bezeichnenden Eigenheiten des Landes. Die Leute, aus welche wir treffen, sehen nicht besonders reinlich aus, aber gesund und behaglich. Die Männer zeigen sich noch in ihrer Sommertracht, der Pelzjacke ohne Aermel; im Herbst kommen Pelzärmel dazu. Die Weiber tragen bunte Gürtel mit Büscheln von ellenlangen Fransen. Man begegnet keiner, die nicht ihre Spindel mit Schafwolle führte, und zwar nicht zum Staat; sie läßt den Faden wirbelnd und tanzend sich verlängern, während sie ihres Weges zieht. Am malerischsten nahm sich dabei ein junges Mädchen aus, das, rittlings nach Männerart auf einem ponyartigen Rößlein einhertrabend,

die Spindel mit vieler Anmuth handhabte; die Leitung des muntern Thiers besorgten in festem Schluß ein paar Knie und Beine, wie Kiß in Berlin sie keiner seiner berittenen Kriegerinnen schöner gegeben hat.

Weiter aufwärts, wo, das Thal sich enger zusammenschiebt und eine Steige mit einem mal die bisher versäumte Hebung nachholt, sehen wir jenseits ein Dorf. Die Verbindung stellt sich durch eine Walachenbrücke her, nämlich durch eine Brücke, deren Boden von Kies unter dem Wasser liegt. Die Männer in ihren weitflatternden Leinenhosen, die sie ohne Umstände wie Weiberröcke aufheben können, und die Weiber waten durch die wenigstens zwei Schuh tiefe reißende Fluth mit großer Kraftanstrengung, deren Mühseligkeit indessen auch nicht durch die geringste Anwendung von gesellschaftlichen Rücksichten erhöht wird. Selbige Brücke hat für die Bewohner des Dorfs einen großen Vortheil; ihre untere Hälfte bleibt immer sauber.

Wir biegen rechts ab von der Hauptstraße und in ein Seitenthal, über dessen waldige Vorberge in nicht großer Entfernung steile Kalksteinwände ragen. Zu unserer Linken hebt sich in sonniger Lage ein Weingehege. Ein Knabe, der sich darin umhertreibt, wendet auf unsern Zuruf den Kopf und gibt eine romanische Antwort. Ich zeige ihm einige Kupferkreuzer. Geld spricht alle Sprachen und Mundarten. Der Bursche bringt saftige

Trauben und löst damit das trockene Metall ein, das er zweifelsohne ungesäumt in flüssiges Feuer verwandeln wird. — Bald nimmt die enge Schlucht uns auf, wir erreichen die Herkulesbäder, welche man auswärts gewöhnlich kurzweg Mehadia nennt, weil sie in der Nähe dieser Ortschaft liegen.

Einen eigenthümlichen Gegensatz zu der wilden Umgebung zwischen steilen bewaldeten Berghängen und mächtigen Felswänden bilden die schnurgerade gereihten modernen Gebäude im Kasernenstyl. Der Ort besteht aus einer platzartig breiten Straße; vorn, hinten und an den Seiten gibt es weiter keinen Raum mehr, so daß die Natur selbst diese Anlage vorgeschrieben und beschränkt zu haben scheint, es sey denn, daß man noch etliche Wohnungen wie Schwalbennester an die Wände kleben wollte. Alle Gebäude, so wie Weg und Steg sammt allem Zubehör zeigen sich überaus sauber und wohl gehalten; auch hier gilt, was ich oben von der Militärverwaltung sagte. Um jedoch bei der hellsten Lichtseite auch gleich die Schattenseite abzumachen, so wird zu sagen seyn, daß auch von diesem Gesundbrunnen gilt, was von allen denjenigen Bädern zu bemerken wäre, welche die Staatsbehörde unmittelbar verwaltet; sie werden und können nicht den Aufschwung nehmen, zu welchem Anstalten gedeihen, bei denen Gewerbsfleiß und Wetteifer der Einzelnen betheilt sind. Die militärische Behörde macht zwar auch hier ihre Sache viel besser, als

der schläfrige Gang bürgerlicher Verwaltung es vermöchte, bei alledem jedoch ist der Commandant vollkommen in seinem Herzen darüber ruhig, ob zahlreicher oder geringer Besuch eintrifft, und nicht von weitem fällt ihm ein, durch Herstellung bequemer, regelmäßiger Verbindungen mit Orsova und mit den Gegenden jenseits der Berge, so wie durch öffentliche Ankündigungen und andere Mittel nach den Anforderungen unserer Tage Gäste anzuziehen.

Das Wildbad in den Herculesquellen ist unbestritten einer der wirksamsten unter all den kräftigen Gesundbrunnen des Kaiserstaates, selbst die böhmischen Bäder nicht ausgenommen. Die Verbindung mit dem Westen und der untern Donau ist durch die Dampffahrt leicht genug, der kleine Landweg von Orsova, — eine Strecke, die man in weit weniger als drei Stunden zurücklegt, — nicht der Rede werth. Mit Pesth zu Lande und den nördlichen Gegenden wird in wenigen Jahren der Verkehr ebenfalls sehr erleichtert seyn, da die neuen Eisenbahnen einen ihrer Knotenpunkte zu Temesvar erhalten, von welchem ein Schienenweg auch nach Siebenbürgen gehen wird. Für Neubauten an der Quelle selbst ist zwar kein Raum mehr, doch bieten die Vorhügel am Eingange der engen Schlucht recht hübsche Bauplätze für Landhäuser, und die Stelle, wo in der weiteren Thalmündung das Walachendorf steht, Platz genug für ein Städtchen dar, wenn eines anzulegen einst nöthig

würde. Der Verbindung mit besagtem Dorfe, eine kurze Strecke auf ebenem Wege, stellt nicht der zehnte Theil der Schwierigkeiten entgegen, welche zum Beispiel zu Gastein oder bei den Leitungen zwischen Pfäfers und Hof Ragaz so ersprießlich überwunden wurden. Ich will mit diesen Winken andeuten, daß dem Herculesbrunnen eine großartige Zukunft sich öffnen könnte, wenn die Gottheit unserer Tage, Frau Industria, sich des Platzes annähme.

Ich fand das Bad bereits von Gästen leer, doch war es im vergangenen Sommer außerordentlich stark besucht gewesen, namentlich von Bewohnern der Fürstenthümer, welche dem Justengeruch aus dem Wege gegangen. Unter dem Zelt dache vor dem Kaffeehaus traf ich einige Offiziere aus Italien und Siebenbürgen um den Platzmajor geschaart, der als der einzige Gesunde inmitten dieser Kranken mit seiner stattlichen wohlgenährten Gestalt nur um so stattlicher sich ausnahm. Ich hatte einen Empfehlungsbrief bei mir, doch behielt ich weislich das Papier in der Tasche, um nicht zur Besichtigung der verschiedenen Anstalten und Einrichtungen genöthigt zu werden. Der lachende Sonnenschein lockte mich in den lieben grünen Wald bergauf. Ein Zickzackpfad an der Südseite führte mich gemächlich empor durch die einsamen Waldesschatten. Je höher ich stieg, um so mehr wuchs gegenüber die Bergwand empor ein Kennzeichen ächter Größe und

Höhe, nicht nur an den Bergen. Nie habe ich eine reizendere Wildniß im Glanze herbstlichen Sonnenscheins erblickt. Ich schwelgte mich zwar nicht satt, aber körperlich müde, bevor ich zu den Menschenwohnungen zurückkehrte. Auf der Höhe, die ich erstiegen, befindet sich ein natürliches Dunstbad von vielbewährter Heilkraft in einer einfachen Hütte; es wird fleißig und meistens mit Erfolg von Gichtbrüchigen benutzt.

Die Herberge, wo ich mein Mahl einnahm, bot hübsche Räumlichkeiten und ganz erträgliche Kost. Im Hinblick auf die Kneipe von Orsova speiste ich bei den Frères provenç. Auch das Viertelstündchen des Rabelais ließ sich leidlich an, im Verhältniß zu Zeit und Ort; die Zeche war nur um ein geringes höher, als sie etwa zu Wien im Gasthof Munsch gewesen wäre. Im Café traf ich meinen gesprächigen Automedon. Ich wartete ihm mit einer Milares auf und er begleitete mich darauf zur »Räuberhöhle.« Der kurze Weg zu dieser örtlichen Merkwürdigkeit ist überaus anmuthig unter dem Schatten alter Bäume am Rande des geschwätzigen Bachs neben einer Stützmauer, welche dem Bergabhang wehrt, den Pfad zu verschütten, welcher ihm durch fleißige Hände abgewonnen worden. Die Höhle selbst besteht aus etlichen Felsenlöchern, wie sie im Kalkstein nicht selten vorkommen und zu denen eine steile Treppe empor führt.

Die Sage von dieser Höhle, wie sie im Munde des

Volks lebt, lautet folgendermaßen: »Der wilde, nackte Mann mit der Keule, dessen ehernes Bild auf dem Brunnen zu sehen und dessen Namen jetzt die Bäder tragen, war bei Lebzeiten ein gewisser Hercules, seines Zeichens ein Räuber. Er hauste mit seinen Gesellen in dieser Höhle, wohin er auch seine Gefangenen schleppte. Als eines Tags nun der Kaiser Carolus Magnus in der Gegend sich auf der Jagd verirrt hatte, fiel er dem Hercules in die Hände. Der Kaiser gab sich zu erkennen, bot als Preis seiner Freiheit nebst hohem Lösegeld vollständige Begnadigung und wurde darauf von den Räubern zu den Seinigen gebracht.« So weit die volksthümliche Erzählung, in welcher ohne Mühe ein Abglanz der Geschichte vom Gemahl der Erzherzogin Maria Theresia und vom Räuberhauptmann Petru Baghu zu erkennen seyn wird, welche Begebenheit aus dem Jahr 1738 ich den Lesern dieser Blätter (wie oben erwähnt) bereits erzählt habe. Am südlichen Hang des Gebirgs ist der Harampaschah aus Szlatina zum Hercules, Franz von Lothringen zum großen Karl geworden.

Bei der Benennung Harampaschah (Räuberhauptmann) ist noch eine Bemerkung nachzutragen, nämlich daß Harambaschi eigentlich die richtigere Aussprache wäre, weil Paschah einen hohen Beamten, Baschi aber überhaupt einen Führer und Vorstand bedeutet. Die Ungarn, welche es mit P und B, mit A und J nicht genau nehmen, sagen regelmäßig Bascha, was sie Bassa

schreiben, weil ein doppeltes in ihrer Rechtschreibung ein scharfes Sch vorstellt, wie das einfache S ein weiches Sch (ein französisches J vor einem Selbstlauten). Bekanntlich haben wir von den Ungarn manche türkische Benennung erst mittelbar überkommen; daher sagten unsere Vorfahren häufig Bassa, mit deutscher Aussprache des ss und mit dem Ton aus der ersten Sylbe nach Magyarenart, welche Betonung uns heute noch im verbesserten Pascha ziemlich geläufig ist. Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem Worte Beg, das wir nach ungarischer Art Bey schreiben und Bei aussprechen, da wir nicht wissen, daß im Ungarischen das Y, wo es überhaupt ausgesprochen wird, ein gelindes G bedeutet. Beg ist, wie ihr euch erinnern werdet, nach der scharfsinnigen Erklärung eines meiner Reisegefährten, ein »türkischer Graf.«

Als die Sonne sich hinter die westlichen Berge senkte, traten wir den Rückweg an. Ich hätte zwar gern noch den Mondabend in der Wildniß genossen, doch scheiterte mein Wunsch an jenen kleinen Rücksichten des bürgerlichen Daseyns, welche uns selbst in der Barbarei nicht aus den Krallen lassen. Mein Kutscher mußte Abends bei Zeiten zu Hause seyn und hatte den nächsten Tag keine Muße, mich zu holen; auch stellte er mir wohlmeinend vor, daß der Mondscheinabend mir eine Mehrausgabe von zehn Gulden verursachen würde, wenn ich ihn allein heimfahren ließe und am nächsten Tag einen walachischen Fuhrmann nähme. Die Walachen,

sagte er, seyen Hauptschelme und wüßten meisterlich mit dem Schnüren der Fremden umzugehen. Auch scheine zu Orsova derselbe Mond. — Ich ließ mir's gesagt seyn und fuhr mit ihm zurück durch das schöne Csernathal.

IV.

Von Orsova nach Pest.

[Die in Deutschland vielfach noch übliche Schreibweise »Pesth« dient dazu, den Namen der Stadt von der Pest zu unterscheiden; der Ungar schreibt Pest und spricht Pescht. In Oesterreich ist die ungarische Rechtschreibung zur Zeit vorherrschend.]

Welch eine anmuthige Täuschung lag darin, als der Dampfer zu Thal rudernd mit behendem Radschaufelschlag der eiligen Woge voranplätscherte, die sich dem schwarzen Meere zuwälzt! Zu Orsova hatte dieses Vergnügen aufgehört; ich war an's Land gestiegen und hatte mit dem übrigen Gepäck auch das Bewußtseyn aus dem Schiffe genommen, daß ich für dießmal nicht nach Konstantinopel fahren würde. Heute werde ich noch dringender an diese verdrießliche Vorstellung gemahnt. Der »Szechenyi« kommt herangeschwommen von Semlin, er legt sich an die Landungsbrücke, und übermorgen früh wird sein Kiel, dem Lauf der Strömung entgegenziehend, mich von dannen führen, dem Westen zu, von wo ich eben erst gekommen. Wenige Tage noch, und ich werde wieder am häuslichen Heide sitzen, ein beklagenswerthes Opfer jener Art von Heimweh, welche

vorzugsweise das *Berliner* heißt, weil man den Berlinern — wohl mit Unrecht — nachsagt, daß sie allesammt und immerdar sich von daheim wegsehen.

Der Szechenyi, fürwahr ein so stattlicher Bursche, als jemals einer süße Gewässer durchfurchte, bringt eine zahlreiche Schaar von Reisenden mit. Vor der Agentie wimmelt es von Herren, Frauen und Kindern in Reisekleidern und mit allerlei Handgepäck. Der Reisende des Dampfers sieht in seinem Aeußern nicht so zerknittert und verkommen aus, wie die lebendige Fracht des Bahnwagens oder gar der Eilpost; dafür aber ist er in weit ergiebigerem Maße mit fahrender Habe in vereinzelt Stücken gesegnet. Nachtsäcke, Handtaschen, Mäntel, Pelze, Schachteln, Schirme, Stöcke häufen sich in Massen; sogar Käfiche mit lebendigen Vögeln fehlen nicht. Man sieht sich in die liebe Ausziehzeit der heimischen Stadt versetzt, und wartet schier auf Kisten, Kasten, Sophas, Stühle, Tische und Stiefelknechte. Gute Geschäfte macht eine Walachin mit ihrem Korb voll Weintrauben; sie nimmt eine Menge von Münzscheinen (zu zehn Kreuzern) ein, deren die Reisenden sich ohnehin entledigen müssen, da jenseits der Grenze wohl die Banknoten noch genommen werden, aber nicht die Geldzeichen der Scheidemünze. Die Münzscheine, welche man hier zu Gesicht bekommt, sehen übrigens erbärmlich genug aus; nur die Kruste von Schmutz gibt dem zerfasernden Papier noch einige Haltbarkeit. In der

Hauptstadt würde niemand einen so schmierigen Fetzen annehmen, aber hierlandes gibt es keine Stelle, welche die abgenutzten Papierstreifen gegen neue umwechselt, und wo sich Kellner, Handelsleute und andere Träger des Kleinverkehrs mit reinlichen Münzscheinen ohne Unkosten versorgen könnten.

Die Pässe der Pilger sind endlich in Ordnung. Sie dürfen sich einschiffen und weiterfahren, doch müssen sie um des niedern Wasserstandes willen sich's gefallen lassen, auf andere Weise als durch einen Dampfer bis Turnu-Severin befördert zu werden, wo ein Boot sie aufnehmen wird. Die einen, welche sich vor den Stromschnellen des Eisernen Thores fürchten, haben auf eigene Kosten walachisches Fuhrwerk bestellt; die Beherzteren und mit ihnen die Kargereren sehen sich in die zwei grünen Barken, welche die Verwaltung zu ihrer Verfügung stellt. Es ist ergötzlich genug, mit anzusehen, wie ihr scheuer Fuß so unsicher die wenig geräumigen Fahrzeuge betritt, die im Vergleich zu dem kaum verlassenen Dampfer ihnen ungefähr wie Nußschalen vorkommen mögen. Endlich sind sie untergebracht. Die Barken stoßen vom Lande. Sehnsüchtig folgen ihnen meine Blicke bis Adakaleh, wo sie hinter den blanken Mauern und den grünen Bäumen der friedfertigen Inselveste verschwinden. Ich habe indessen Zeit gehabt, am Fenster der gastlichen Agentie einen Tschibuk zu rauchen, und trete nun einen Gang am Gestade an, um

mir den Kriegsdampfer Albrecht noch einmal zu betrachten, der — nachdem er seine schwere Ladung in den letzten Wochen allmählig nach Turnu-Severin entsendet — morgen früh die Fahrt über das Eiserne Thor wagen wird. Ursprünglich war dieses Kriegsschiff ein Schlepper — oder ein Remorqueur, wie man's auf der Donau nennt, vermuthlich weil es schwerer zuschreiben ist und vornehmer klingt. Die Regierung hat mehrere Schlepper zu demselben Behufe von der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft erworben, und diese Fahrzeuge sehen in ihrer kriegerischen Ausrüstung wirklich recht — martialisch aus. Die zwei hohen Rauchfänge gewinnen das Gepräge von Streitthürmen durch die gelben Geschütze an ihrem Fuß und durch die Soldaten, welche sich nach »des Dienstes immer gleich gestellter Uhr« bewegen, wo wir rußiges Schiffsvolk zu sehen gewohnt waren, dessen Beschäftigungen nicht auf Schutz und Trutz in Waffen berechnet sind. Schmucke Gestalten sind die Schiffsoffiziere in ihren blauen Rocken und mit dem Dolchmesser im Wehrgehäng. Fahrt wohl in Gottes Geleit!

Es ist wohl begreiflich, daß ich zum Abschied am letzten Tage noch den Berg ersteige, der hinter Orsova die westliche Ecke des Csernathals bildet. Ich muß ja zu meinen Füßen wie im Grundriß die Stadt auf ihrer schrägen Fläche überschauen. Die langen breiten und rechtwinkelig gezogenen Straßen bilden ein Mannheim

auf dem Halm, was die regelmäßige Gestaltung betrifft; auch hat der Ort zweifelsohne eine Zukunft, welche aus dem armseligen Nest ein betriebsames Städtchen machen wird, sobald der Verkehr auf dem Strome einmal gehörig frei geworden. Durch das Csernathal zieht ja die Verbindungsstraße mit dem Innern des Landes herab, und Orsova ist ein von der Natur selbst bestimmter Stapelplatz für einen sehr umfangreichen Kreis.

Welche reizende Aussicht inmitten der hohen Berge, die — obschon ringsum erkennbar nahe — theils weit genug zurücktreten, theils sich zu Thälern öffnen, um dem spähenden Auge anziehende Bilder von stattlichem Umfange und voll reicher Abwechselung vorzustellen. Unter dem Städtchen zu unsern Füßen strömt die Donau hin in ruhiger Majestät; jenseits ragen die Waldgebirge Serbiens. Dem Strome folgend, der unterhalb Orsova an Breite zunimmt, daß er schier wie ein See erscheint, trifft der Blick auf Neuorsova, das mitten im Wasser schwimmend mit seinen blanken Gebäuden aus grüner Umgebung uns anlacht. Das freundliche Bild verwischt jeden übeln Eindruck, welchen die nähere Bekanntschaft hervorgebracht. Was wir jetzt von türkischer Eigenthümlichkeit sehen, kann uns nur gefallen; wir lieben ja ebenfalls das schattenreiche Grün, und wenn wir auch nicht den Ruf des Muezin zum Gebet dem Metallklang der Glocke vorziehen, so erkennen wir wenigstens die malerische Zierlichkeit der schlanken

Thürmchen, der »Minarehs« an (die wir, beiläufig bemerkt, gewöhnlich nach der französischen Art Minaret schreiben, obschon der Türke von dem stummen t nichts weiß). Am linken Ufer heben sich die Berge, an deren steilen Flanken wir so vergnüglich hinfuhren, als wir das Eiserne Thor besuchten, dessen Name aus dem Türkischen stammt, wo er »Demir kapu« lautet. An der Ecke des Csernathals, uns gegenüber, schaut der Alliom, der äußerste Grenzberg des neutralen Gebietes, beherrschend über Strom und Bach hin. Zu seinen Füßen war es, wo die Krone des heiligen Stephan im Schooß der Erde verborgen lag. Thalaufwärts, kaum eine Viertelstunde Weges von Orsova entfernt, liegt das Lazareth, worin ehemals alle Reisenden aus der Türkei eine Contumaz von fünf, auch zehn und noch mehr Tagen halten mußten, während heutzutage diese Vorsichtsmaßregel nicht nur fast gänzlich überflüssig, sondern auch wirklich auf besondere Fälle beschränkt worden ist. Das Lazareth ist, wie der Ueberblick von weitem zeigt, ein geräumiger Bau. Zu näherer Bekanntschaft verspüren wir keine Lust. Was die Ringmauern dort umschließen, ist ein zwar weitläufiges, aber jedenfalls doch ein Gefängniß. Mit mehr Sehnsucht blicken wir weiter thalaufwärts zu den riesigen Höhen, in deren Klüften sich die Thermen des Hercules bergen. Wie herrlich müßte es seyn, auf den waldigen Felsen während der hellen Septembertage ein freisames Jägerleben zu

führen! Doch das ist mir für dießmal nicht beschieden.

Ich lasse mein Gepäck an Bord bringen. Ein angenehmer Abend vergeht — nur gar zu rasch — am gastlichen Theetisch des Hauses Lazarich. Für die Nacht nimmt mich die Cabine des Dampfers auf. Behaglich strecke ich mich aus, nicht ohne Schadenfreude der rothbraunen Bettgenossen eingedenk, denen für jetzt mein Fleisch und Blut entzogen bleibt. Doch sie haben zweifelsohne dabei gewonnen; mein Nachfolger dort oben im Gasthofs kann leicht fetter und vollblütiger seyn wie euer Freund; dazu gehört nicht viel.

Zu Berg geht die Fahrt nicht gar viel langsamer wie zu Thal. Ich weiß nicht, ob vielleicht die Maschine nach aufwärts bedeutend mehr angestrengt wird; doch bin ich geneigt, daran zu zweifeln, da mir's vorkommt, als läge es in des Schiffers eigenem Vortheil, auch abwärts den Weg so schnell wie möglich zurückzulegen, natürlich ohne durch allzu große Hast nach amerikanischer Weise Schiff, Geschirr und Leute zu gefährden. Ich setze deßhalb voraus, daß die Maschinen nach jeder Richtung hin mit einer Gewalt arbeiten, welche durch die Mithilfe oder die Gegenwirkung des Stromes nur wenig gefördert oder gehindert zu werden vermag.

Wir fahren bei grauendem Morgenschein zwischen den steilen Berghängen von wildem Aussehen hin. Die Felsen gestalten sich immer abenteuerlicher, das Bett des Stromes wird immer enger. Grüßend nehmen wir den Hut

vor einem Felsenloch am kaiserlichen Ufer ab. Aus hohlen Augen schaut hinter ihrer gemauerten Brustwehr die Höhle herunter, die vom tapferen Veterani den Namen führt, der hier im Jahr 1692 mit einer geringen Anzahl erlesener Krieger eine türkische Uebermacht im Schach hielt. Ich kenne sonst keine Höhle, die sich einer so geschichtlich begründeten ritterlichen Unsterblichkeit erfreute; die andern, von deren Ruhm ich vernommen, waren entweder Zufluchtsstätten Verfolgter oder Schlupfwinkel für Räuber. In der Nähe dieser Höhle stand einst ein Römercastell, wie denn überhaupt die Gegend an beiden Ufern vielfache Spuren vom Wirken der Weltbezwinger aufzuweisen hat. So sieht man an gewissen Stellen noch unversehrt in ihrer regelrechten Gestaltung in der Felsenwand die Löcher, in welche eingefalzt mächtige Balken die Straße trugen, für die es zwischen Ufer und Strom keinen Raum gab. Eine Denktafel mit schier verwitterter Inschrift erinnert an Trajans dacischen Feldzug. Ueberreste bezeichnen den Platz, wo Nervas Sohn die Brücke geschlagen, gleichwie sein berühmter Name noch in andern Benennungen fortlebt. Die Balkenstraße Trajans zog sich als bedeckte Galerie am rechten Ufer hin von Golumbacz bis Cladova (unterhalb des Eisernen Thors), wo sich die Brücke über den Strom spannte. Die Strecke beträgt ungefähr zwanzig Wegstunden. — Zwischen Orsova und Golumbacz, wo das Bett der Donau sich wieder erweitert, kommen wir

über zwei Stromschnellen, welche vor zwei Jahrzehnten noch für unüberwindliche Hindernisse galten, obschon sie bei weitem nicht die Schwierigkeiten des Eisernen Thors darboten. Graf Szechenyi selbst versuchte im Jahr 1834 mit nahe an tausend Arbeitern die Sprengung der Porphyrfelsen und hielt dann nach Verlauf einiger mühevollen Wochen alle Bestrebungen für vergeblich. Heutzutage aber fahren die Dampfer bei ziemlich niederem Wasserstande ungehindert nach und von Orsova, und selbst die Schwierigkeiten des Eisernen Thors gelten nicht mehr für unüberwindlich, so daß wir in einer gegebenen Frist uns nicht länger vor dem Schatten Trajans zu schämen haben werden.

Wo die wilde, rauhe Felsenwelt eine mildere Gestalt anzunehmen beginnt, ragt eine serbische Veste auf vorspringendem Felsen hoch und gewaltig unter noch viel höheren und gewaltigeren Bergen. Die Gebirge dieses Landes sind, wie ich schon gesagt habe, viel großartiger als die rheinischen, die Burgen dagegen bei weitem seltener, als zwischen Bingen und Drachenfels; wo sich aber eine zeigt, da stellt sie etwas Rechtes vor. So Golumbacz. Die steile Felsenwand ist, mit zahlreichen Thürmen gekrönt, deren ich zehn gezählt zu haben glaube, die unter einander eine starke Ringmauer verbindet. Die Veste hat in ihrer wohlerhaltenen Verödung immer noch ein fürstlich stolzes Ansehen. Unsere Einbildungskraft bevölkert sie ohne Anstrengung

mit den Helden des serbischen Volksliedes, welchen »der Bart bis über die Schultern niederflattert.«

Bei Golumbacz befindet sich die berühmte Höhle, aus welcher — wie das Volk behauptet — die Schwärme giftiger Mücken kommen, die oft große Verheerungen unter den Heerden anrichten. Ihr Stich bringt Geschwüre hervor, die häufig den Tod verursachen. Um Menschen und Vieh gegen die gefährlichen Insekten zu sichern, werden rauchspendende Feuer angezündet, Nasen und andere empfindlicheren Theile der Rinder, Pferde und Schafe mit Pech bestrichen, die Heerden nur bei Nacht ausgetrieben und sonstige Vorkehrungen getroffen. Man hat auch schon versucht, die Höhle zuzumauern, doch ohne Erfolg. Nach der Volkssage sind diese Stechfliegen dem Drachen entsprungen, welchen der heilige Ritter Georg in der Golumbaczer Höhle erlegt hat; nach Angabe der zweifelsüchtigen Wissenschaft kommen sie aus den Sümpfen der Donauniederungen.

Oberhalb Golumbacz ragt aus der Fluth mehrere Klafter hoch ein Steinkegel empor. Das Schiffsvolk nennt ihn Papagai., Er hat so wenig Aehnlichkeit mit dem bunten Vogel aus Südamerika, als eine Klippe weiter unten am Strande, welche die Leute den Türken heißen, mit einem beschorenen Sohne Muhammeds. Dennoch würde ich muthmaßlich den Namen mit der unbefangenen Gutmüthigkeit des Lustreisenden für bare Münze genommen haben, hätte sich nicht an meiner Seite

ein »kundiger Thebaner« befunden, der mir erklärte: »Nicht Papagai heißt der Stein, sondern Babacaj, was auf Serbisch so viel als die schöne Büßerin bedeutet. Ein serbischer Othello hat dort seine Desdemona ausgesetzt. Ihre Unschuld ist leider bis zum heutigen Tag noch nicht klar geworden.«

Der Strom, mit gewaltigen Armen eine größere Insel umspannend, gewinnt wieder seine gehörige Breite, die Berge weichen etwas seitwärts, die Gegend verliert schon merklich an Wildheit und ich wende meine Aufmerksamkeit einem Theil der Reisegesellschaft zu, welcher ziemlich so wild anzuschauen ist wie das Felsenthal, aus dessen gewundenen Schluchten unser Dampfer uns eben herausgeschaufelt. Auf dem Vorderdeck lehnen, lümmeln schlafend oder rauchend einige Leute, die mit den Baschi-Bozuks überraschende Aehnlichkeit besitzen. Ihre Kittel, obschon von unverkennbar soldatischem Zuschnitt, sind im allerübelsten Zustand, ihre Patrontaschen von ungegerbtem Kalbleder, das Riemenzeug durch Gurten ersetzt; aber ihre Waffen funkeln in tadelloser Sauberkeit. Grenzer sind es, die auf Cordonwache ziehen. Daheim besitzen sie ordnungsmäßige Patrontaschen, sauberes Riemenzeug und gehöriges Heergewand, aber sie haben die Erlaubniß, ihr Zeug zu schonen, wenn sie den Wachdienst in den Csardaken verrichten, wo der Mann, welchen die Reihe getroffen, immer eine Woche bleiben

muß, worauf er dann wieder zwei Wochen frei hat.

Die Mannschaft der k. k. Militärgrenze ist bekanntlich ein Heerbann, der zwar nicht mit Heim und Schild, wohl aber mit Czako und Patrontasche für seine Lehen dient. Der Grenzer (volksthümlich Granizer) ist vor allem Soldat und nur so weit Bauer, als es zur Erhaltung des eigenen Daseyns und des Hauswesens nöthig ist. In neuerer Zeit werden mancherlei Vorschläge gemacht, dieses Verhältnis allmählig umzukehren. Man spricht das freilich nicht geradezu aus, aber die Folgerung liegt auf der Hand, denn sobald — wie von vielen verlangt wird — die Lehen sich in freies Eigenthum verwandeln, wird man auch in wenigen Jahren entweder die Mannschaft für den regelmäßigen Waffendienst eben so ausheben müssen, wie in allen andern Bezirken des Reichs, oder das Mißvergnügen erleben, statt des rüstigen Heerbanns jenes armselige Ding zu besitzen, das man Bürgerwehr oder Nationalgarde heißt, und womit man nicht einmal gegen Freischaaren etwas ausrichtet, geschweige denn gegen richtige Soldaten. Allerdings muß eine Zeit kommen, wo staatswirtschaftliche Rücksichten vorschreiben werden, die Militärgrenze »aufzulassen« (um es im Amtsstyl auszudrücken), aber diese Zeit kann erst dann beginnen, wenn einmal die Gesittung mit allen ihren Wohlthaten von blühendem Landbau und schwunghaftem Gewerbefleiß, getragen von einer dichten Bevölkerung, bis zur »Graniz« vorgedrungen. Bis dahin

wird noch viel Wasser vom obersten Donaufürstenthum bis zum Pontus Eurinus laufen, denn wenn auch Ungarn jetzt schon einige Früchte der Gesittung besitzt, wie Eisenbahnen und Dampfschiffe, die ihm bereits gereift in den Schooß fielen, so ist es doch noch nicht auf die Höhe ausgebildeter Zustände gelangt, zu welcher ja selbst unsere deutschen Gebiete noch nicht in *allen* Stücken gekommen sind. In Wien besteht noch der Zunftzwang, und dennoch spricht man davon, die Militärgrenze aufzulassen. Lächerlich!

Wir gelangen zum Haltplatz Basinsch an der Mündung einer engen, schräg herabkommenden Bergschlucht, die in nicht sehr häufig vorkommender Gestaltung einen stumpfen Winkel mit dem herabkommenden Strom bildet. Den Ausgang der Schlucht sperrt quer vorstehend ein großes Haus, neun Fenster lang und mit einem Stockwerk über dem Erdgeschoß. Ein Stockwerk ist hier immer etwas seltenes; wir befinden uns im Lande der ausgedehnten niedern Gebäude. Vom Landungsplatz her empfängt uns klingendes Spiel; die Bande des Kriegsschiffs, das dort vor Anker liegt, spielt auf dem Verdeck. Ein Gendarmerie-Oberstlieutenant, begleitet von Weib und Kind, besteigt den Dampfer. Er ist von Weißkirchen nach Semlin versetzt und bewerkstelligt seinen Umzug. Die Offiziere des Kriegsdampfers erweisen mit der Musik dem Herrn Kameraden eine Aufmerksamkeit, für die auch wir ihnen dankbar sind.

Nachdem unser Fahrzeug seine Kohlen eingenommen, fahren wir ab. Musik, aufgezozene Flaggen und Wimpel, donnernde Böllerschüsse geben uns, oder besser gesagt dem grünen Oberstlieutenant, das Geleit.

Das linke Ufer (zu unserer Rechten) wird allmählig flach und wir erblicken die Kibitznester von Wachhäusern der Grenzhut, wovon bereits in diesen Blättern die Rede war. Hinter den Csardaken bilden den Hintergrund am Ende der Grassteppe lange Streifen Waldes, aus denen hie und da ein Kirchthurm empor ragt. Am Flusse liegt Uj Palanka, ein befestigter Posten des walachisch-illyrischen Grenzregiments. Palanka (der Ton liegt auf der ersten Sylbe) bedeutet eine Verpfählung überhaupt, sie sey nun um eine ganze Befestigung gezogen oder, was früher ganz gewöhnlich war, ein kleines Außenwerk vor dem Eingang einer Veste. So war, um nur Ein Beispiel anzuführen, das Rothethurmthor von Wien noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch ein Pfahlwerk verwahrt, das man allgemein die Palanka nannte.

Doch wenden wir uns nach dem Serbenufer, wo wir noch Berg und Wald erblicken und dann zum malerischen Anblick von Semendria kommen, zu jenem wunderbaren Dreieck mit zwanzig Streitthürmen, die sich vor unsern Augen zu den mannigfachsten Stellungen verschieben. Die Festung stammt aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und hat keine Bedeutung mehr als die eines

Schmucks der Landschaft. Im Abendschein fahren wir an Belgrad vorüber und landen in der Dämmerung zu Semlin, der äußersten Grenzstadt Oesterreichs am rechten Donauufer.

Ich mache einen Rundgang durch die Stadt, die ein ziemlich türkisches Aussehen hat, obschon keine Türken darin wohnen, sondern Griechen, Raizen, Kroaten, Serben, Zigeuner, Juden und Deutsche. Die Straßen sind zum Theil gepflastert, ungefähr so angenehm wie die zu Köln am Rhein, die Häuser niedrig, die Gassen öde, wiewohl der Ort über 10,000 Einwohner zählen soll. Zu Semlin stand die Burg des tapfern Johannes Hunyadi, von welcher nur wenige Steine übrig sind auf der geringfügigen Erhöhung des Zigeunerberges, wo sich eine hübsche Aussicht auf Belgrad darbieten.

Der abendliche Versammlungsplatz für Herrn, welchen keine Häuslichkeit zu Gebot steht, ist die Conditorei. Ich trat ein. Hinter dem Ladentisch, welchen allerlei mehr oder weniger grobes Backwerk belastete, stand ein junger Mann in Hemdärmeln. »Ich bitte um einen Schwarzen,« sagte ich. — »Nein!« antwortete er. — »Was soll das heißen?« fragte ich. Erstaunt glotzte er mich an, bis er sich endlich auf mein wiederholtes Drängen zu der Auskunft entschloß, daß man den Schwarzen nur im Kaffeehause bekäme. Bei ihm, fuhr er fort, seyen Backwerk und Wein zu haben. — »Und Grobheiten,« fügte ich hinzu, »die ich mir verbitte.« Er verbeugte sich.

Ich bestellte Wein; er brachte einen Rachenputzer, den aller Zucker seiner Conditorei zu versüßen nicht hingereicht hätte. Einige Offiziere, die meine kurze Zwiesprach mit dem Flegel vernommen hatten, ließen sich lachend in ein Gespräch mit mir ein. Wir verplauderten eine halbe Stunde recht angenehm. Inzwischen war mein Koffer an Bord des Dampfers Elisabeth gebracht worden, auf welchem ich nach Pest fahren sollte.

In der Cajüte traf ich einen alten Bekannten, den englischen Consul zu Belgrad, mit seiner Frau und Tochter. Ich hatte den Viscount von Fonblanque seit länger als zwanzig Jahren nicht gesehen. Seine Gemahlin, damals eine bewunderte Schönheit im Glanze des Spätsommers, war seitdem ganz entschieden zum Rollensache der Mütter übergetreten, und ihre jüngste Tochter, die ich im Flügelkleide gekannt, zur vollständigen Entwicklung gelangt. Im Ganzen pflegt es mich nicht sonderlich zu entzücken, wenn ich nach vielen Jahren eine Frau wiedersehe, die mir einst unruhige Viertelstunden verursacht hat; doch dießmal freute mich die Begegnung, weil Frau von Foublanque ihre volle Liebenswürdigkeit von ehemals behalten und nur ihre Außenwerke entwaffnet hat. Wir erinnerten uns eines Winters, den wir mitsammen in Baden-Baden zugebracht, wir lachten herzlich über die kleinen Widerwärtigkeiten, denen Fonblanque damals ausgesetzt war, weil er im

Herbst seine Barschaft am grünen Tische eingebüßt hatte und der neue Zufluß aus der Heimath sich ungebührlich verzögerte. Der alte Hofrath Aloys Schreiber hatte sich für den Fremdling verbürgt und ließ ihn eines Morgens verhaften, weil Fonblanque sich mit einem gewissen Vincent, einem französischen Hauptmann außer Dienst, schießen sollte. Welche Bedeutung gewinnen doch solche alltägliche Vorfälle, wenn man sie bei einer unvermutheten Begegnung in fernem, fremdem Lande nach Jahrzehnten aus dem Grabe der Vergessenheit heraufbeschwört!

Vor dem Schlafengehen betrachtete ich mir vom Verdeck aus noch einmal »Stadt und Festung Belgerad« im Mondenlicht. Die breite, spiegelhelle Wasserfläche, die blanke Veste in dämmernder Ferne — Welch ein Anblick! Ich habe mir das Bild tief, tief in die Seele geprägt. Bevor der Morgen graute, weckte mich das Schnauben und Prusten der Maschine, die ihr Frühstück von Kohlen und Feuer zu verzehren begann, um sich zur Arbeit tüchtig zu machen. Ich erhob mich aber ganz freiwillig, vergnügt in dem Bewußtseyn, daß ich gemüthlich hätte liegen bleiben dürfen, ungestört von der Sorge, die Stunde der Abfahrt zu verschlafen, unbehelligt von den Allerweltsdienern einer Herberge, unabhängig von Hausknecht, Kellner, Stubenmädchen und Lohnlakei, welche man nie findet, wenn man sie braucht, und die wie aus der Erde vor uns auftauchen, sobald es sich um

den Empfang des Trinkgelde handelt.

Die Eiiisabeth ist ein wackeres Schiff mit einer musterhaften Wirthschaft, der besten, die ich auf der Donau angetroffen habe. Man wird aufmerksam bedient und bekommt gut zu essen und zu trinken. Diese Dinge sind unter allen Umständen von einer gewissen Bedeutung für den Reisenden, besonders aber in eintönigen Gegenden. Das rechte Ufer der Donau zwischen Save und Drau, von Semlin bis Draueck, ist zwar nicht flach, aber sobald wir einmal die lachenden Rebgelände Syrmiens, das freundliche Carlowitz, die saubere Festung Peterwardein mit ihrem friedfertigen Gegenüber Neusatz hinter uns haben, beginnt die ergötzliche Abwechselung zu mangeln. Die waldigen Berge werden allmählig zu lang und immer länger gestrecktem Gelände. Ein paar einzelne Punkte, die sich auszeichnen, wollen sich gar nicht mehr aus dem Gesichtskreise verlieren, nachdem wir Gott weiß wie lange gebraucht, um zu ihnen zu gelangen. Vor allem gilt das von der alten Burg Erdöd auf der Spitze einer langgestreckten Landzunge.

Die zwei Thürme, ein runder und ein viereckiger, ermüden unsere Aufmerksamkeit, bevor wir sie erreichen, und verfolgen uns dann mit unabweisbarer Zudringlichkeit. Ein Zweig des Hauses Palsi trägt den Namen von Erdöd.

Am linken Ufer ist nichts zu beobachten als etwa ein

Spiel der Wogen von eigenthümlicher Beschaffenheit. Das Schiff wird nämlich in einer gewissen Entfernung, welche sich immer gleich bleibt, von einer Reihe lockig aufgerollter Wellen am Strande verfolgt, die wie Orgelpfeifen hinter einander sich verkleinern und immer dieselben zu seyn scheinen. Der Ursprung dieses Spiels rührt von den Rädern des Dampfers her. Jeder Schaufelschlag erzeugt auf dem Wasser eine ringförmige Bewegung, die sich endlich in einer allmählig verkleinerten Brandung am Gestade bricht. Sobald die erste Locke sich abgerollt und die zweite beginnt, erscheint die Wirkung des nächsten Schaufelschlages schon dicht daneben. So geht es fort, und wir sehen darum stets gleichzeitig in unablässiger Erneuerung die Gesamtwirkung eines Schaufelschlages vom ersten Anprall bis zum Erlöschen wie auf einer Musterkarte vor uns. Die Unterhaltung mit diesem Spiel ist kindisch genug, aber mehr nach meinem Geschmack als die Whistpartie im Salon am Mahagonitisch oder das Kartenspiel der Bauern auf dem Vorderdeck, welchen die Planken als Sitz und Tisch zugleich dienen. Was indessen die letzteren betrifft, so hätte ich den kunstfertigen Valerio zur Stelle gewünscht, um die Gruppe dieser sechs Männer in ihren Schafpelzen zu malen.

Zu Draueck legen wir an. Der kleine Draudampfer von Eßeck wartet bereits auf uns. Er bringt eine ziemliche Anzahl von Reisenden, die nach Pest wollen. Eine Masse

von Kaufmannsgütern wird umgeladen. Ueberhaupt wird der Verkehr sichtlich stärker; man spürt bereits die Nähe der Hauptstadt des größten der Kronländer. Die Anzahl, namentlich der Deckreisenden nimmt zu. Viele von ihnen verkriechen sich bei Einbruch der Nacht unter die getheerte Leinwand, womit die Frachtgüter bedeckt sind; andere suchen Wärme in der Umgebung des Rauchfangs. Die Nacht bringt der Dampfer zwischen buschigen Auen in der Wildniß zu. Die Gegend ist ringsum flach; der Mond bescheint eine unabsehbare Wasserfläche. Wir durften uns schon wieder auf den Mississippi träumen. Ich ziehe indessen vor, ganz einfach zu schlafen, und zwar ziemlich oder schier unziemlich lange, nämlich bis nach sieben Uhr. Ich habe damit nichts versäumt. Um acht Uhr erst tauchen in nicht allzu großer Entfernung Höhen auf, — die Serarder Weinberge, übersät mit einer Unzahl von kleinen blanken Häuschen. Auf jenen Bergen gedeiht eine Rebe, deren rothes Blut zum adeligsten des Landes gehört.

Zu Tolna wirft sich ein Schwarm von Landleuten auf's Vorderdeck. Sie tragen mützenförmige Hüte mit einer Krempe, die — so hoch wie der Hutkopf selber — um diesen herum eine Rinne bildet, aus welcher der Regen nicht ablaufen kann. Die Zweckmäßigkeit einer solchen Kopfbedeckung in heißen Sommertagen ist nicht zu verkennen; die Krempe, welche nicht vor dem Sonnenstrahle schützt, gestattet wenigstens, einen Vorrath

von Wasser mitzuführen, welcher das Haupt kühl und einen Trunk in Bereitschaft hält. Im übrigen besteht die Tracht aus Pelzjacken, Kotzenmänteln und flatternden Gatyahosen. Die Burschen haben ein freisam keckes Aussehen, aufgeweckte Mienen, muntere Augen, lebendige Geberde und Sprache. Sie lassen sich ihr Frühstück munden, weißen Speck den sie über und über mit dem rothen Pfeffer des Landes (Paprika) bestreuen, dazu Aepfel und Brod. Letzteres ist theils weiß, theils gemischt, von trefflichem Aussehen, zum Theil aber auch ganz schwarz. — Die folgenden Haltplätze überfüllen das Vorderdeck mit Menschen und Marktwaaren.

Am späten Nachmittag erblicken wir den Blocksberg, im Abendschein erreichen wir die Doppelstadt, die in ihrer Gesamtheit von dieser Seite ein eben so stattliches Bild darbietet, wie von der andern. In Pest gedenke ich mehrere Tage zu verweilen, — fast hätte ich gesagt auszuruhen. Auf dem Dampfer ruht man aus, nicht in der fremden Stadt, deren Gassen, Plätze und Umgebungen man zu durchwandern hat, deren Eigenthümlichkeiten man sich näher anzuschauen begehrt.

An urwüchsigen Besonderheiten, welche selbst dem Auge des flüchtigen Besuchers nicht entgehen, ist Buda-Pest außerordentlich reich. Obschon die neue Stadt ein ganz modernes Aussehen besitzt, obschon sie durch Dampf und Eisen mit Wien in leichtem Verkehr steht, so liegt sie deßhalb doch nicht minder inmitten eines

verhältnißmäßig noch wenig bevölkerten Landes, worin erst seit kurzem die Gesittung ohne unnatürliche Hemmnisse ihr segensreiches Werk beginnen kann. Die Färbung des örtlichen Lebens gibt Zeugniß davon.

Auf der Reise von Pest nach Orsova und von Orsova nach Pest habe ich, den fünfthalbtägigen Aufenthalt am Ufer der Cserna eingerechnet, zehn Tage (mit neun Nächten) zugebracht. Welch ein Abstand gegen die Zeiten, in welchen noch keine Dampfer den Strom befuhren! Damals brauchte man auf einem gewöhnlichen Donauschiff von Pest bis Semlin unter den allergünstigsten Umständen sieben Tage, meistens aber zehn bis fünfzehn. Diese gewöhnlichen Schiffe waren dazu nicht für Reisende eingerichtet. Sie boten kaum hinreichenden Schutz gegen Wind und Wetter. Von irgend einer Bequemlichkeit war keine Rede; dagegen gab's Mühseligkeiten in Hülle und Fülle, selbst wenn alles gut ging, geschweige denn wenn der Schiffer zum Windfeiern gezwungen ward, d. h. irgendwo anlegen und geduldig abwarten mußte, bis der widrige Wind zu wehen aufgehört hatte. Von Semlin weiter abwärts gings nicht besser. Den Rückweg aber mußte man zu Lande machen, und zwar durch welch ein Land! — Auch mit den Dampfern reiste man im Anbeginn nicht so schnell wie jetzt. Man brauchte wenigstens drei volle Tage, und manchmal auch vier oder fünf, um von Pest nach Orsova zu gelangen. Der Dampfer ging nicht weiter abwärts als

bis Drenkova, von wo man zu Lande oder in einer Barke weiter fuhr. In Orsova mußte man meistens drei Tage zubringen, um den Dampfer von Galacz abzuwarten, wohin die Reise dann noch drei bis vier Tage währte. Wie leicht und angenehm macht sich dagegen jetzt die weite Fahrt, und um wie vieles angenehmer wird sie sich gestalten, wenn einmal — und das dürfte wohl ziemlich bald geschehen — der Zug der Lustreisenden die Donau belebt, und die Anforderungen der gebildeten Welt ihre ermunternde Einwirkung auf Herbergen, Wirthschaften und was drum und dran hängt, ausüben!

Diese Zeit, ich wiederhole es, kann nicht ferne seyn. Alle Zeichen sprechen dafür. Ich denke es bald zu erleben, daß die feine Welt sich mit ihrer Anerkennung der *schönen* Donau der politischen anschließt, welche dem mächtigen Strome seine Bedeutung nicht länger abzusprechen wagt.

W. Ch.